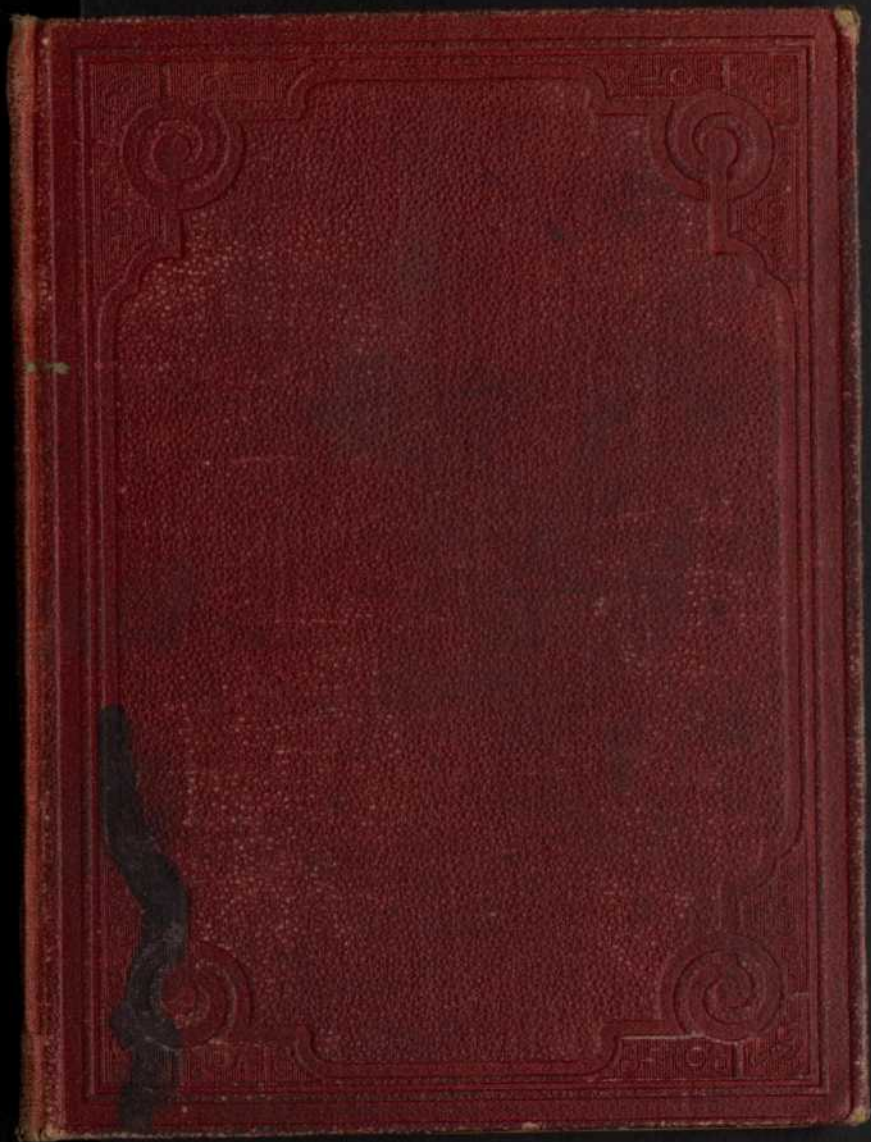
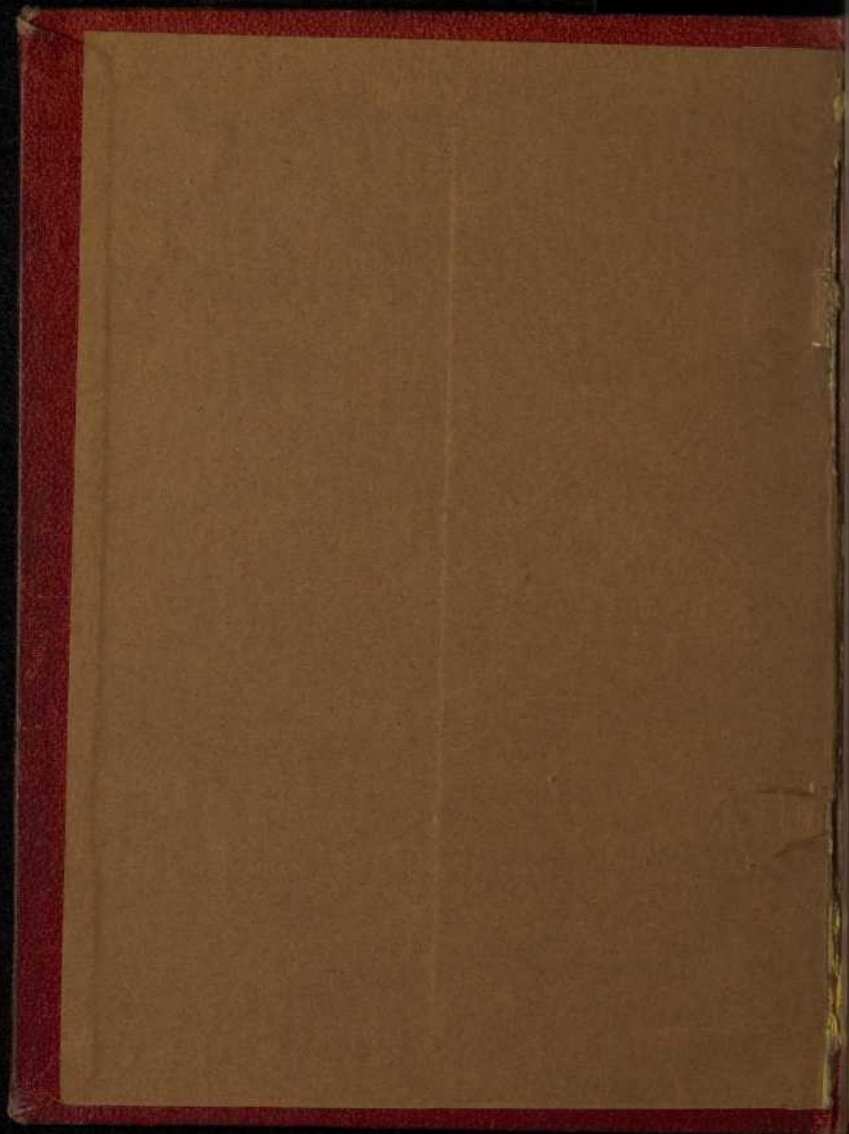
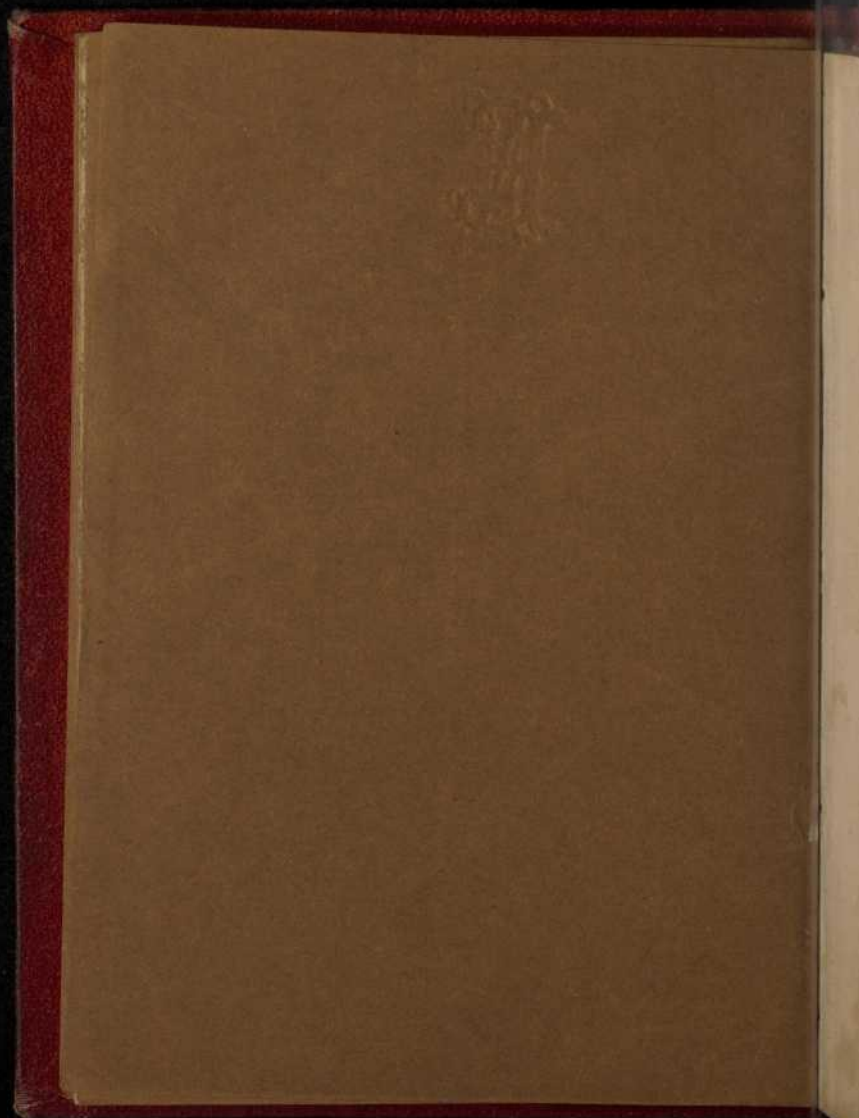


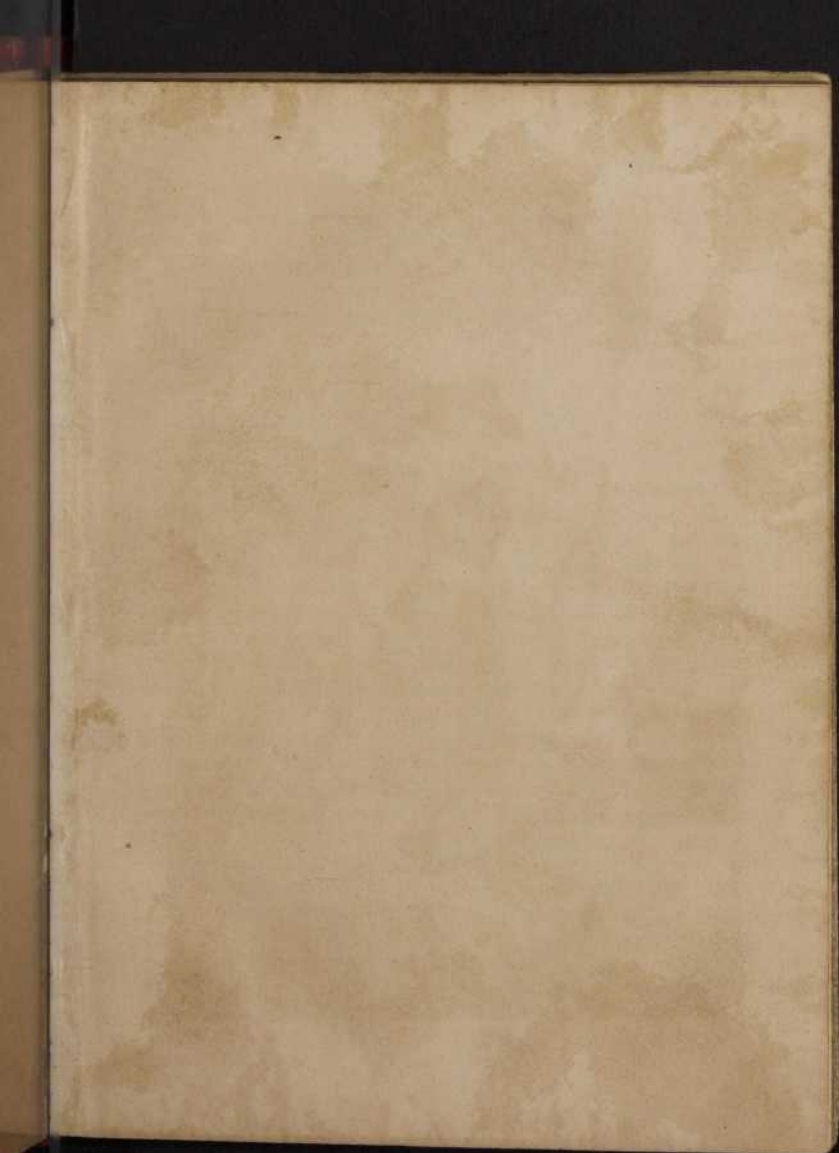






116 der Eisenkopf  
135 der alte Derfflinger







# Der alte Derfflinger.

---

Eine historische Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Oskar Höcker.

---

Mit vier Stahlstichen.


Stuttgart & Leipzig.

Verlag von Schmidt & Spring.

H/5 349850

Was aus einem Schneiderlein alles werden kann.

Meine lieben, jungen Freunde! Ihr alle kennt aus der Geschichtsstunde her den dreißigjährigen Krieg, jenen gewaltigen Religionskampf, der im Jahre 1618 zu Prag seinen Anfang nahm und 1648 in derselben Stadt seinen Abschluß fand. Die Böhmen, in ihrer Glaubensfreiheit sich verletzt fühlend, erklärten ihre Pflichten gegen den Kaiser für aufgehoben und riefen Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, als ihren neugewählten König aus. Durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (am 8. November 1620) verlor derselbe jedoch bald wieder das Reich, zu dessen Behauptung seine Kraft nicht ausreichte, und nur seine Anhänger setzten für die Sache, die er selbst verloren gab, den Krieg beharrlich fort.

Es waren blutige, furchtbare Zeitläufte, die jetzt begannen. Die armen Protestanten hatten in Oesterreich unter dem namenlosen Drucke und der Gewaltherrschaft der Katholiken viel zu erdulden; erblickten die letzteren in ihnen doch nur Abtrünnige und Aufrührer, die von ihren Irrwegen zur alten Ordnung durch alle Mittel zurückzubringen Recht und Pflicht sei.

Eine große Menge von Auswanderungen erfolgte, deren Endziel zumeist Böhmen war. Unter den Flüchtigen befand sich eine mit Kindern reichgesegnete, evangelische Bauernfamilie, deren Name Derfflinger lautete. Die neue Heimat bot den armen Leuten zwar Schutz dar, allein sie hatten sich einem neuen Feinde,

dem Hunger, überliefert, denn in dem Böhmerland herrschte große Teuerung und Lebensmittel wurden daselbst immer seltener.

Da entschloß sich endlich der arme Familienvater, das harte Wort der Trennung auszusprechen, indem er zu seinen ältesten Kindern sagte: „Ihr müßt Euch von jetzt an selbst nach Brod umsehen, da ich keines mehr für Euch habe. Geht in die weite Welt und versucht Euer Glück.“

Der sechszehnjährige Sohn Georg war der erste, der aus dem Elternhause schied. Er hatte das ehrsame Schneiderhandwerk erlernt und zog nun als hoffnungsvoller Ellenritter mit Scheere und Nadel in die Fremde.

Der Schmerz der Trennung legte sich bei ihm bald, denn er fand auf seiner Wanderung lustige Gesellschaft. Drei Schneidergesellen schlossen sich ihm an, die mit ihm das gleiche Ziel vor Augen hatten, nämlich: die weite, weite Welt.

Nachdem das vierblättrige Kleeblatt einige Tage ohne größeren Aufenthalt marschiert war, mußte es plötzlich wider Willen Halt machen, denn die Straße ward weithin von Soldaten gesperrt, welche unter der Führung des tapferen Grafen Matthias von Thurn gegen die kaiserlichen Kriegsvölker fochten.

Dem jungen Derfflinger, welcher ohnehin nicht gern auf dem Ziegenbock ritt und die Elle handhabte, ward bei dem Anblick der schmucken Vaterlandsverteidiger ganz sonderbar um's Herz; er sehnte sich nach einem mutigen Roß und nach einem scharfen Schwert, ja, er dachte fortan nur an Kriegs- und Schlachtgewühl.

Als er am Abend mit den drei Kameraden in einem Wirtshaus an der Heerstraße einkehrte und sich in ihrer Gesellschaft nach dem Heuboden begab, um dort auf der Streu zu schlafen, wälzte er sich unruhig auf seinem Lager

herum. Er vermochte die kriegerischen Bilder, welche in seiner Fantasie an ihm vorüberzogen, nicht los zu werden und konnte infolgedessen nicht einschlafen.

Die Unruhe des Verfflinger ärgerte den einen der Kameraden, da er dadurch gleichfalls am Schlafen gehindert blieb, und so meckerte er denn diesem ein Donnerwetter zu und fragte ihn nicht eben freundlich, warum er denn so unruhig sei und nicht fein still und manierlich auf der Streu läge.

„Ach Gott,“ lautete die Antwort, „ich muß fortwährend an das Kriegsvolk, an die schönen Dragoner denken, denen wir heute begegnet sind, und ich vermag keinen Schlaf zu finden, weil mir's so sehr im Kopfe herumgeht, daß ich gar gerne ein Reitergeneral werden möchte.“

Da lachte der Schlaffkamerad laut auf vor Hohn und Spott und rief: „Ein Lumpenkerl magst du werden, aber kein General, — und jetzt lieg' und schlaf!“

Diese rohe Aeußerung verdroß Georg. Er sagte kein Wort der Entgegnung, als aber seine drei Begleiter fest schliefen, stand er leise auf, verließ den Heuboden, begab sich in's Freie und wanderte allein weiter. Den Namen des Spötters jedoch, — Buzengeiger —, schrieb er sich fein in's Gedächtnis.

Mit Sonnenaufgang erreichte Georg die sächsische Grenze. Am andern Ufer des majestätischen Elbstroms breitete sich ein anmutiges Städtchen aus, und unser junger Wandersmann faßte den Entschluß, sich dort nach Arbeit umzusehen.

Eine Fähre wollte eben in jener Richtung abstoßen. „Halt!“ rief Georg dem Schiffer zu, „nehm mit mich mit!“

„Habt Ihr Geld, mich für meine Mühe zu bezahlen?“ schallte es zurück.

Der Schneidergeselle zog ein sehr betrübtes Gesicht, denn er hatte seinen letzten Heller für das Nachtlager verausgabt.

„Ja,“ meinte der Fährmann, „da kann ich Euch auch nicht übersetzen,“ und stieß vom Ufer ab.

Behmütig sah Georg der Fährre nach.

„Das ist recht unfreundlich von dem Schiffer,“ sagte er vor sich hin, „ich habe gesehen, daß er andere umsonst mitgenommen hat, da könnte er wohl auch einem armen Jungen die Gefälligkeit erzeigen.“

„Ho, ho, Bürschchen,“ rief ein in dichter Nähe Georg's stehender Mann, „schimpft nicht auf meinen Gevatter, das verbitte ich mir. Mein Gevatter ist eine ehrliche, treue Seele, wißt Ihr das?“

„Das mag er sein,“ gab das Schneiderlein zur Antwort, „allein ungefällig ist er auch, denn sonst hätte er mich gleichfalls unentgeltlich übergesetzt.“

„Ihr redet, wie Ihr es versteht,“ brummte der andere, „hier kommt niemand ohne Geld durch, ausgenommen die Kriegsleute.“

„Was?“ rief Georg überrascht, „diese brauchen nichts zu zahlen? Hei, so weiß ich, was ich thue! Dann ist es ja besser, in der Welt ein Kriegermann zu sein, als ein armseliger Schneider! Wem gehören denn die Truppen zu, die dort drüben lagern?“

Dem Grafen Matthias von Thurn.“

„Das trifft sich herrlich!“ jauchzte unser Freund, griff nach seinem Bündel und warf es samt dem Handwerkszeug in die Elbe.

Als der Schiffer mit der Fährre wieder anlangte, trat Georg ihm entgegen und sagte: „Nehmt mich nur mit; ich lasse mich drüben als Dragoner anwerben.“

Der Fährmann sah das schwächliche Bürschlein eine

Weile überrascht an und fragte hierauf: „Was seid Ihr denn bisher gewesen?“

„Ein Schneider,“ versetzte Georg zögernd.

„Ein Schneider!“ lachte der Schiffer. „Ihr werdet einen lustigen Dragoner abgeben. Na, mich kümmert's nicht, und so will ich Euch denn übersetzen. Ein Schneider, hahaha, ein Schni—schua—schneider!“

Georg entgegnete kein Wort, sondern verhielt sich mäuschenstill. Als er am andern Ufer angelangt war, begab er sich sofort zum Wachtmeister der Schwadron, um sich anwerben zu lassen, und eine Stunde später wandelte er bereits als nagelneuer Dragoner in den Gassen des Städtchens auf und ab . . .

Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten, — heißt es im Sprichwort. Die Anwendung desselben paßte auf unsern jungen Freund ganz genau. Im sächsischen Kriegsdienst, zu welchem die Thurn'schen Scharen alsbald übergingen, zeichnete sich Derfflinger durch Mut und Wohlverhalten derart aus, daß er bereits Offizier war, als der Schwedenkönig Gustav Adolf mit seinem Heere von der pommerschen Küste zum Schutze der bedrängten Protestanten in das Innere von Deutschland rettend vordrang. Seiner Fahne schloß sich der junge Kriegsheld an, den Geschick und Gesinnung bereits zu einem eifrigen Verteidiger des protestantischen Glaubens gemacht hatte, und die edle Kampfbegeisterung für die gerechte Sache erlosch in seiner Brust nie, er mochte nun in Böhmen oder Sachsen, mit Schweden oder gegen Schweden die Waffen führen.

Mit diesem Eifer für die Sache verband er die strengste Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit, was bei einem Soldaten der damaligen Zeit doppelt hoch anzuschlagen war, insofern jene Söldnerscharen zum großen Teil zwischen Wein und Dein keine allzustrengen Grenzen zogen.

Jeden Diebstahl bestrafte Derfflinger unnachlässig, wie das nachfolgende Beispiel zeigt.

Ein Dragoner seiner Schwadron, dem er infolge seiner guten Aufführung besonders zugethan war, vermißte plötzlich seinen sauer erworbenen Sparsfennig und geriet darüber in große Verzweiflung. Derfflinger nahm sich sofort des Burschen an, prägte ihm jedoch ein, keinen großen Lärm zu schlagen, sondern vielmehr seinen Kameraden gegenüber zu thun, als ob er das Geld verloren habe, um den Dieb, der sich unzweifelhaft unter der Schwadron befand, sicher zu machen. Als bald zeigte es sich, daß einer der Dragoner, namens Schmalz, ein ziemlich flottes Leben führte. Dies erregte sofort bei Derfflinger Verdacht. Er nahm den Dragoner in ein strenges Verhör und verwickelte ihn in allerlei Widersprüche, so daß demselben schließlich nichts anderes übrig blieb, als ein offenes Geständnis abzulegen.

„Jetzt gib das gestohlene Geld heraus,“ befahl Derfflinger.

Schmalz vermochte nur noch einen kleinen Rest aufzuweisen, die Hauptsumme war von ihm bereits verausgabt worden.

Als Derfflinger das vernahm, bemächtigte sich seiner eine unnennbare Wut, er griff nach der Reitpeitsche und prügelte den Dieb ganz jämmerlich durch. Nachdem dies geschehen, sagte er zu ihm: „So, und jetzt mach', daß du fortkommst. Spitzbuben kann ich in meiner Schwadron nicht brauchen. Such' dir anderswo den Strick, dem du doch nicht entrinnen wirst.“

Dem Bestohlenen aber ersetzte Derfflinger die Summe und nahm ihn später wegen seiner Treue und Ehrlichkeit in seine Dienste auf . . .

Die Kriegsthaten, welche Georg Derfflinger unter der Führung Gustav Adolf's vollbracht, finden sich in der

Geschichte nicht besonders aufgezeichnet, — daß seine Tapferkeit sich aber auf's Glänzendste bewährt, beweist seine Beförderung zum schwedischen Oberstlieutenant im Jahre 1635. Nach dem Tode Gustav Adolfs folgte er der Fahne des Feldmarschalls Banner und später als Generalmajor jener Torstenson's, bis endlich im Jahre 1648 die siegreiche Einnahme von Prag durch die Schweden die lange Folge von Kriegstürmen und Drangsalen, welche Deutschland seither erduldet, an demselben Orte beschloß, wo sie vor 30 Jahren begonnen.

Mit dem westfälischen Frieden erfolgte gleichzeitig die Entlassung des größten Theils der schwedischen Kriegsvölker und eine Bedingung des Friedenschlusses setzte zur Ablohnung der Soldaten eine Summe von 5 Millionen Thaler fest.

Derfflinger nahm ebenfalls seinen Abschied und wandte sich nach der Mark Brandenburg, woselbst er sich alsbald mit der begüterten Erbtöchter eines alten märkischen Geschlechts verheiratete.

Der dreißigjährige Krieg, welcher tausende von Familien in Not und Elend gestürzt, hatte dem ehemaligen Schneidergesellen Glück gebracht und ihn zu einem begüterten Manne gemacht.

Durch den westfälischen Frieden erhob sich in Deutschland eine durchaus neue Ordnung der Dinge. Die bedeutendste Gestaltung jedoch, welche aus den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges alsbald in junger Kraft wie ein Phönix aus der Asche hervorging, war der Staat von Brandenburg und Preußen.

Auf dem Throne saß der achtundzwanzigjährige Kurfürst Friedrich Wilhelm, ein Fürst, dem die Nachwelt mit Recht den Beinamen „der Große“ gegeben. Durch sein eben so kluges als entschlossenes Benehmen hatte er in den Friedensverhandlungen einen beträchtlichen Länder-

zuwachs erlangt. Den also vergrößerten Staat suchte er durch gute Verwaltung mehr und mehr zu heben. Er beförderte den Wiederaufbau des verwüsteten Landes, ließ Städte und Dörfer aus ihren Trümmern neu entstehen, vergrößerte seine Hauptstadt und hob Kunstfleiß und Gewerbe. Allein nicht nur auf das Friedenswerk richtete er seine Blicke, sondern er schuf auch eine Kriegsmacht, zum Schutze seines Ländergebiets.

Es ist natürlich, daß Derfflinger von einem solchen musterhaften Fürsten sich mächtig angezogen fühlte, nur fehlte ihm die Gelegenheit, sich dem von ihm so hochverehrten Kurfürsten zu nähern.

Sie sollte indessen bald kommen.

Zwischen Schweden und Polen brachen Streitigkeiten aus, welche schließlich zu offenem Kampfe führten. Der Kurfürst suchte die Gegner zu einem friedlichen Vergleiche zu bewegen, da er bei einem ausbrechenden Kriege zwischen beiden Nachbarvölkern seine eigenen Länder großen Gefahren ausgesetzt sah, aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos. Infolgedessen sah sich der Kurfürst veranlaßt, ebenfalls zu rüsten, um von keiner Wendung der Ereignisse unvorbereitet überrascht zu werden.

Seinem Scharfblicke war ein so geprüfter Kriegsmann, wie Derfflinger, nicht entgangen. Er näherte sich ihm, ein Wort gab das andere, und in kurzer Zeit hatte der Kurfürst den ehemaligen schwedischen Generalmajor für seine Dienste gewonnen.

Derfflinger's kundige Thätigkeit entsprach dem neuen Berufe mit raschem Erfolg; seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolk, das ehemals bei den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere. Der schon früher gelegte Kern einer Kriegsmacht erwuchs jetzt in kürzester Zeit zu einem stattlichen Heere, dessen Stärke, Ordnung und Ausrüstung alle Welt in Erstaunen setzte.

Im September des Jahres 1655 zog der Kurfürst mit seinen Truppen aus, um seine Länder vor den gewaltsamen Durchzügen und Einbrüchen der Schweden und Polen zu schützen. Da jedoch alsbald der Kurfürst einsah, daß er unmöglich zwischen den beiden gegnerischen Mächten unentschieden stehen bleiben könne und auf eine Unterstützung seitens des Kaisers nicht rechnen durfte, so gab er dem Drange der Umstände nach und schloß im Juni des Jahres 1656 mit Schweden ein Bündnis, zufolge dessen die brandenburg'schen und schwedischen Truppen vereint gegen die polnische Hauptstadt vorrückten.

Am 18., 19. und 20. Juli ward die berühmte, dreitägige Schlacht bei Warschau geschlagen, welche mit der völligen Niederlage des Polenkönigs Johann Kasimir endete und die Uebergabe von Warschau zur Folge hatte.

Der Heldennut des Kurfürsten, die Kriegstüchtigkeit seiner Generale, sowie der tapfere Sinn seiner Truppen leuchtete glänzend an diesen Tagen hervor, ihnen gebührte der Löwenanteil an dem hart errungenen Siege.

Auf beiden Seiten des Kampfes war die Hauptstärke Reiterei gewesen, die Waffe Derfflingers, der den Ruhm seiner alten Kriegsthaten hier durch neue bewährte.

Sein Anteil an der Schlacht steigerte sich noch zu besonders glänzender Bravour. Er überfiel das feste Kloster Premont, das ringsum von Sümpfen umgeben war und gegen jeden Angriff gesichert schien, so unerwartet rasch mit seinen Dragonern, daß die polnische Besatzung weder Zeit zur Gegenwehr noch zur Streckung der Waffen hatte und im ersten Anprall niedergemacht wurde. Auf gleiche Weise nahm er später an der schlesischen Grenze das Städtchen Pomst ein, wobei 600 Polen um's Leben kamen. Der Kurfürst entsandte ihn hierauf gegen den polnischen General Czarncki, der durch wilde Streifzüge die Neumark und Pommern verheerte, und kaum erschien

Derfflinger mit seiner Reiterſchar, als auch ſchon der Gegner, trotz ſeiner Uebermacht, die Flucht ergriff.

Der Lohn für dieſe Heldenthaten blieb nicht aus. Der Kurfürſt ernannte ſeinen getreuen Derfflinger zum Generalleutnant und wirklichen Geheimen Kriegsrat.

Mit der Schlacht von Waſchan war der Feldzug noch nicht zu Ende, er ward vielmehr in Polen weiter fortgeführt, jedoch ohne bedeutenden Erfolg. Während ſeitens des Kurfürſten ſtets die Neigung zum Frieden ſichtbar blieb, nahm die Eroberungsluſt des ehrgeizigen Schwedenkönigs Karl Guſtav in bedrohender Weiſe zu, ſo daß endlich Dänemark, Ungarn und Rußland gegen die Schweden die Waffen ergriffen. Da Karl Guſtav ſich ſofort mit heftigem Ungeſtim gegen Dänemark wandte und dadurch Preußen völlig preisgab, ſo ſchloß der Kurfürſt mit Polen Frieden und ging alſobald, da ein neutrales Verhalten der kriegführenden Mächte gefährlich und auf die Länge der Zeit hin unmöglich war, mit den Königen von Polen und Dänemark ſowie mit dem deutſchen Kaiſer ein neues Bündnis ein, nicht ohne Hoffnung, daß das Auftreten eines ſolchen Machtvereins den König von Schweden ohne Schwertſtreich zu gemäßigten Friedensbedingungen bewegen würde.

Allein der Kurfürſt hatte ſich geirrt und Schweden führte den Krieg fort, bis der unvermutete Tod Karl Guſtav's deſſen ehrgeizigen Plänen ein plötzliches Ziel ſetzte und am 1. Mai 1660 der Friede zu Oliva zuſtande kam.

Aus dem Kampfe, welchen der Kurfürſt in ſolch' ſchwierigen Verwickelungen ſo geiſtesmutig und heldenkräftig zu beſtehen gewußt, ging der eigentliche Kern der künftigen, freien Größe des preußiſchen Staates hervor. Biſher war Friedrich Wilhelm, gleich ſeinen Vorfahren, mit ſeinen Staaten nur belehnt geweſen und mußte ſich

der Oberhoheit des Kaisers und Reichs, sowie jener Polens und Schwedens fügen. In dem Friedensvertrage von Oliva aber war des Kurfürsten Oberherrlichkeit in Preußen anerkannt worden.

Mit Stolz durfte Friedrich Wilhelm auf seine Generale schauen, die ihm zu dieser Macht verholfen, und unter denen Derfflinger eine erste Stelle einnahm. Hochherzige Belohnungen blieben auch diesmal nicht aus, und der ehemalige Schneibergeselle stieg zum Feldzeugmeister empor.

Die Kriegesfurie hatte endlich ihr feuerschnaubendes Roß abgezäumt und der Friedensengel zog herauf. Zwölf Jahre lang erfreute sich Brandenburg einer ungestörten Ruhe, welche der nimmer rastende Kurfürst weise benutzte, indem er der väterliche Pfleger seines Landes wurde, wie er im Kriege dessen Verteidiger gewesen war.

Alles gedieh und blühte in dieser glücklichen Zeit seiner Regierung.

Das Kriegswesen ward dabei aber nicht außer Acht gelassen, sondern eine Anzahl von Truppen in wohlgerüstetem Zustande unter Waffen behalten.

Derfflinger's Thätigkeit fand in den vielfachen Anordnungen, die für die Schlagfertigkeit einer Armee unerlässlich sind, ein weites Feld. Er unterhielt eine ansehnliche Kriegskanzlei, in welcher von früh bis spät emsig gearbeitet wurde, außerdem war er unablässig bedacht, Verbesserungen im Heerwesen einzuführen. Das Vertrauen, womit ihm der Kurfürst entgegen kam, gab seiner Stimme in allen außerordentlichen Angelegenheiten ein bedeutendes Gewicht, ganz besonders aber, als Friedrich Wilhelm dem getreuen Diener im Anfange des Jahres 1670 die höchste militärische Würde verlieh und ihn zum Feldmarschall ernannte.

Vierundsechzig Jahre waren nun an unserem Helden

vorübergegangen, schon legte sich ein feiner Schnee auf sein dunkles Haar und seine kräftige Gestalt begann sich unter der Last des Alters zu beugen, — dennoch sollte Derfflingers Heldentum noch nicht abgeschlossen sein, zu neuen Thaten sollte ihn die Zukunft begeistern, wie meine jungen Freunde aus der nun beginnenden Erzählung ersehen werden.

Der große Kurfürst und sein Feldmarschall.

„Es haben alle Stände  
So ihren Degenwert,  
Und selbst in Schneiderhände  
Kam einst das Helden Schwert;  
D'rum jeder, der da künft'ig  
Mit Nadel und mit Scheer',  
Der mache jetzt und künft'ig  
Vor Derffling sein Honneur.

Einst als das Nadelhalten  
Ihm schier an's Leben ging,  
Dacht' er: „das Schädelspalten  
Ist doch ein ander Ding;“  
Fort warf er Maß und Elle,  
Voll Kriegslust weit von sich,  
Und führt' an Nabels Stelle  
Den Säbel nun zum Stich.

In seinen jungen Tagen  
War das ein Schneiderblut,  
Doch mocht' ihm nicht behagen  
So Zwirn wie Fingerhut,  
Und wenn er als Geselle  
So saß und fädelte' ein,  
Schien ihm die Schneiderhölle  
Die Hölle selbst zu sein.

Sonst focht er still und friedlich  
 Nach Handwerksburschenrecht,  
 Jetzt war er unermüdlich  
 Beim Fechten im Gefecht.  
 Es war der flinke Schneider  
 Zum Stechen wohl geschickt,  
 Oft hat er an die Kleider  
 Dem Feinde was gestickt.

Er stieg zu hohen Ehren,  
 Feldmarschall ward er gar,  
 Es mocht' ihn wenig lehren,  
 Daß einst er Schneider war.  
 Nur fand er einen Spötter,  
 Verstund er keinen Spaß  
 Und brummte: „Donnerwetter,  
 Hier sitzt mein Ellenmaß!“

## Erstes Kapitel.

Der große General und seine Feinde. — Bei Hofe. —  
Wider das falsche Frankreich.

Ein sonniger Frühlingstag war aufgezo- gen und freundlich lugte die Sonne in die engen Gassen und Straßen der märkischen Residenzstadt, mit eifriger Geschäftig- keit die zurückgelassene Kälte des Winters aus den ver- borgensten Winkeln treibend.

Wie rasch ein solcher Frühlingstag die Herzen der Menschen erwärmt und was für eine wunderbare Courage er ihnen einflößt, das war aus einem Streite zu ersehen, den vier Männer am Kölnischen Markt unweit von des alten Derfflinger's Hause mitsammen führten. Sie schienen, ihrer Kleidung nach, Bediente zu sein und der eine von ihnen, der auch zugleich der älteste war, trug sogar mili- tärliche Abzeichen.

„Mergere dich wie du willst,“ meinte der Lakai des spanischen Gesandten Castanaga, „es bleibt doch dabei, du hast einen ehemaligen Schneidergesellen zum Herrn.“

„Medmedmedmedmed,“ kicherten die beiden andern Bedienten, während jener mit den militärischen Abzeichen zorngeröteten Gesichts ausrief:

„Wenn Ihr nicht auf der Stelle Euren Mund haltet, so sollt Ihr meine Dragonerfäuste fühlen, und du, Bürschchen, am allermeisten.“

Diese letztere Drohung war an den kleinsten Be-

bienten gerichtet, welcher im Dienste des reichen Handels-  
herrn Schmalz stand.

„Naha,“ lachte der kleine, „ich fürchte m'ch vor  
einem Schneiderbedienten noch lange nicht.“

„Donnerwetter, Kerl,“ wetterte der andere, „mein  
Herr ist der berühmte Feldmarschall Derfflinger, den der  
Kaiser selbst so verehrt, daß er ihn in den Reichsfreiherrn-  
stand erhob. Wie würde es denn dir gefallen, wenn ich  
dich den Spitzbubenbedienten schimpfen wollte, he?“

Der in seiner Würde und an seiner Ehre beleidigte  
kleine Bediente machte vor Entsetzen einen Sprung in die  
Luft und rief: „Habe ich gestohlen, was?“

„Du nicht,“ entgegnete ruhig der andere, „aber  
Dein Herr.“

„Ihr habt den Schimpf gehört,“ wandte sich der kleine  
Mann in großer Erregung an seine beiden Kollegen, „und  
werdet vor Gericht meine Zeugen sein. Warte nur, du  
alter Dragonerschnurrbart, du sollst bald den Strick an  
deinem Halse fühlen.“

Der Sprecher wollte sich entfernen, allein der Diener  
Derfflinger's hielt ihn am Kragen fest, schüttelte ihn ein  
paar Mal hin und her und sagte dann:

„Nur gemach, du kleine Giftröte. Was du von  
mir gehört, wiederhole ich vor aller Welt, denn ich be-  
hauptete nichts, wofür ich nicht auch den Beweis in der  
Hand habe.“

„Jetzt höre einer den Prahlscham,“ meinte der Be-  
diente des spanischen Gesandten. „Hat der ehrenwerte Herr  
Schmalz deinem Herrn etwa was gestohlen?“

„Nein,“ lautete die bestimmte Antwort, „aber mir!“  
Das Bedientenkleblatt fuhr entsetzt zurück, einstimmig  
rufend: „Nein, diese Frechheit!“

„Ihr werdet Guer unsauberes Mundwerk schon hal-  
ten, wenn Ihr meine kleine Erzählung vernommen habt.“

Der alte Derfflinger.

Der ehrenwerte Herr Schmalz war einst gemeiner Dragoner und mein Zeltkamerad. Ich hatte mir eine kleine Summe Geld erspart, und zwar sauer genug, das könnt Ihr mir glauben. Eines schönen Tags war mein Sparpfennig verschwunden. Und wer hatte ihn stiebigt? Der ehrenwerte Herr Schmalz. Er legte meinem Herrn, der damals Offizier war, ein offenes Geständnis ab. Nachdem er seine wohlverdienten Löhne erhalten, durfte er laufen, wohin er wollte, denn mein Herr mochte keine Spitzbuben in seiner Schwadron haben. Das ist die ganze Geschichte und jetzt wirst du einsehen, kleiner Knirps, daß, sobald du auf den früheren Stand meines Herrn anspielt, ich ein Recht habe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Uebrigens ist mir ein ehrlicher Schneider lieber, als ein Anhänger der Sangfingerkunst. Nun, nichts für ungut. Vergnügten Morgen."

In strammer Haltung schritt der alte Soldat von dannen. Die drei Bedienten steckten die Köpfe zusammen, warteten, bis der von ihnen gefürchtete Kamerad das Haus des Feldmarschalls erreicht hatte und schrien dann gleichzeitig in ein schrilles: „Mähähähäh!“ in die frische Morgenluft.

Der ehemalige Dragoner hatte diesen höhnennden Ton kaum vernommen, als er schleunigst kehrt machte. In dem nämlichen Augenblick ertönte aber aus einem der Fenster des Hauses ein geller Pfiff, der den Diener sofort zum Stehen brachte.

„Heraufkommen!“ ließ sich eine martialische Stimme vernehmen und dienstwillig folgte der ergraute Soldat diesem Befehle, indessen von der andern Seite her noch immer das höhnennde Medern ertönte.

Droben im Zimmer trat dem Diener der greise Feldmarschall entgegen, dessen gesamte Erscheinung trotz des vorgerückten Alters noch immer etwas Majestätisches

hatte. Das starke, krause, weiße Haupthaar umsäumte ein runzeliges Gesicht, aus dem ein Paar feurige Augen bligten. Auf der breiten Stirne lagerte ein unbeugsamer Trotz, der indessen durch einen freundlichen, wohlwollenden Zug um den Mund gemildert ward. Der große, starke Körper zeigte zwar nicht mehr die Elastizität der Jugend, vielmehr war der Rücken ziemlich gekrümmt, dennoch lag in der ganzen Erscheinung der Ausdruck ungeschwächter Kraft und großer Willensstärke.

„Was hat's unten auf der Gasse gegeben, Hans Jakob?“ fragte Derfflinger den alten, treuen Diener, der in allen Schlachten neben ihm gefochten.

Hans Jakob stattete einen genauen Bericht ab.

Der alte Feldmarschall zog die Stirn in Falten und entgegnete: „Gib dich mit dem Gefindel nicht ab. Laß die Einfaltspinsel schwagen.“

„Sie greifen aber Eure Ehre an,“ versetzte Hans Jakob, „und das kann ein alter Soldat nicht vertragen.“

„Ich schäme mich metner früheren Lebensverhältnisse nicht,“ entgegnete Derfflinger, „somit brauchst du auch nicht in Wallung zu geraten. Wenn man alle bösen Mäuler zustopfen wollte, hätte man viel zu thun. Wird es mir zu arg, werde ich schon auftreten.“

„Der kleine Bediente des Schmalz und jener vom spanischen Gesandten Cas — Cas . . .“

„Caspar Nagel,“ fiel Derfflinger ein, welcher sich ausländische Namen und Fremdwörter ebenso wenig merken konnte als sein Diener, dieselben aber nach seiner Weise zu verdeutschern suchte, wie es z. B. bei dem Namen des Gesandten Castanaga der Fall war.

„Die Beiden,“ fuhr Hans Jakob weiter fort, „treiben es zu bunt. Wie der Herr, so's Geschirr. Der Herr Gesandte ist erst seit acht Tagen hier in Berlin, allein er steckt doch schon mit dem Schmalz unter einer Decke. Und dieser

meint es mit Euch, Herr Feldmarschall, nicht gut, denn er kann die Prügel noch immer nicht vergessen. Jetzt hat er's, wer weiß durch welche Spitzbübereien, zum reichen, angesehenen Manne gebracht, und nun beginnt er gegen Euch zu intrigantnieren."

"Salt's Maul!" brummte Derfflinger und trat an's Fenster zurück. "Sind keine Nachrichten vom Kurfürsten gekommen?"

"Doch, Herr Feldmarschall, auf der Straße traf ich mit dem Kammerlakai Horrwitz zusammen, der eben auf dem Wege hierher war. Ihr sollt alsbald in's Schloß kommen, es gäbe Wichtiges zu besprechen."

"Und das sagt der Esel erst jetzt?" rief Derfflinger unwillig. "Meinen Hut, Handschuhe und Stock."

Hans Jakob brachte dienstfertig das Gewünschte.

"Sag' meiner Frau," fuhr Derfflinger noch immer in ungehaltenem Tone weiter fort, "daß zu Mittag nicht auf mich gewartet werden soll. Vielleicht komme ich vor Abend nicht zurück."

An der Thüre drehte sich der alte Feldmarschall noch einmal um und rief:

"Komm her, Hans Jakob und gib mir die Hand. Ich war vorhin etwas zu barsch gegen dich. Du weißt, ich meine es nicht so böß, als es den Anschein hat."

"Ich weiß, ich weiß," entgegnete der treue Diener mit freudestrahelndem Gesicht und küßte seinem Herrn die Hand.

Derfflinger händigte ihm ein Geldstück ein, indem er sagte: "Da kauf' dir etwas für den Esel. So, und nun Gott befohlen."

Nach diesen Worten machte er rechtsumkehrt, ging zur Thüre hinaus und begab sich zu Fuße nach dem Schloß, woselbst er von dem Kammerlakai Horrwitz sofort bei Sr. Kurfürstlichen Gnaden angemeldet ward.

Friedrich Wilhelm ging seinem Feldmarschall bis zur Thürschwelle entgegen, reichte ihm beide Hände dar und rief ihm zu:

„Gottlob, Alter, daß Ihr endlich kommt, — ich habe sehnsüchtig auf Euch gewartet.“

„Was giebt's denn, Ew. Durchlaucht?“

Der Kurfürst führte seinen Gast zum Sofa, hieß ihn sich setzen und begann:

„Ludwig XIV. ist mit seinen Truppen in Holland eingebrochen und bedroht Amsterdam. Diese Nachricht hat mir vor zwei Stunden ein Kurier überbracht.“

„Es war vorauszusehen,“ lautete Derfflinger's Antwort; „er hat es den Holländern nicht vergessen, daß sie seinen Eroberungsplänen auf die spanischen Niederlande ein Ziel setzten und ihn zum Frieden zwangen.“

„Gleichzeitig ist mir die Kunde geworden,“ fuhr Friedrich Wilhelm weiter fort, „daß der Kurfürst von Köln, sowie der kriegerrische Fürstbischof von Münster, die bisherigen Verbündeten Hollands, in's Lager des Gegners übergetreten sind.“

„Das sieht den Herren ähnlich,“ versetzte der alte Feldmarschall trocken. „Was gedenken Ew. Kurfürstlichen Gnaden zu thun?“

Friedrich Wilhelm blickte seinen Getreuen lange forschend an, dann sagte er:

„Bande des Bluts und der Freundschaft verknüpfen mich fest mit dem Hanse Dranien, auch sind meine Staatsinteressen innig mit der holländischen Republik verbunden. Ich bin fest entschlossen, mit der Waffe in der Hand, ihr Netter zu werden.“

„Das heißt wie ein Mann, wie ein Held gesprochen!“ rief Derfflinger fröhlich und sprang von seinem Sitze auf; „so und nicht anders hatte ich es von meinem gnädigsten Herrn erwartet. Es ist wahrlich an der Zeit, dem über-

mütigen Frankreich zu zeigen, daß man sich vor der Mute nicht fürchtet, die es den Nationen drohend entgegenhält. Unser Staat ist aus den Kinderjahren heraus, er wird sich zu verteidigen wissen."

"An meine Brust, Alter," rief stürmisch der Kurfürst und drückte seinen Feldmarschall heftig an sich. "Wie viel Mann getraust du dich binnem kurzem in's Feld zu stellen?"

Derfflinger sann eine Weile nach, dann sagte er: "20,000 Mann, Ew. Durchlaucht."

"Das ist vorerst mehr als genug," entgegnete Friedrich Wilhelm befriedigt. "Triff sofort deine Anordnungen und dann komme wieder zu mir."

Wer die Geschichte der damaligen Zeit kennt, weiß auch, was es heißen wollte, dem mächtigen Frankenkönig feindlich entgegen zu treten. Um dieses Mutes willen allein schon hätte Friedrich Wilhelm den Beinamen des Großen verdient.

Bei der Mittagstafel, zu welcher diesmal die gesamte Generalität, sowie die Gesandten der verschiedenen Höfe geladen waren, teilte der Kurfürst seinen Entschluß offenkundig mit.

Derfelbe rief selbstverständlich allgemeines Staunen hervor, an welches sich von verschiedenen Seiten allerlei Mißbilligungen knüpften. Man gab dem Kurfürsten zu bedenken, welche Macht Frankreich besitze und was für ausgezeichnete Feldherren es aufzuweisen habe.

"Nun," rief Friedrich Wilhelm aufgebracht, "sind die meinigen etwa nichts nutz?"

"Ist es denn wahr, Ew. Durchlaucht," fragte höhnisch der bereits erwähnte spanische Gesandte Castanaga, welcher erst seit einer Woche beim Brandenburg'schen Hofe installiert war, "ist es denn wahr, daß Sie einen General in Diensten haben, der von Haus aus ein Schneider gewesen ist?"

Längs der Tafel ließ sich ein unterdrücktes Röcheln hören und Alles blickte erwartungsvoll auf Derfflinger. Dieser wartete die Antwort des Kurfürsten nicht ab, sprang auf und trat flammenden Blicks an den Gesandten heran, ihm zureufend:

„Hier ist der Mann, Herr Caspar Nagel, von dem das gesagt wird. Hier aber,“ dabei schlug der Alte auf seinen Degen, „hier ist die Elle, mit der ich die Kanakillen nach der Länge und Breite messe.“

Nach diesen Worten kehrte er ruhig auf seinen Platz zurück. In der glänzenden Versammlung war es jedoch sehr still geworden, eines sah das andere überrascht an und Herr Castanaga spielte verlegen mit Gabel und Messer.

Endlich unterbrach der Kurfürst die peinliche Stille: „Es wird Ihnen jezt klar geworden sein, daß ich in meinem Heere Generale besitze, die das Herz auf dem rechten Fleck haben und sich vor keinem Herrn der Welt fürchten, möge derselbe was immer für einen Namen führen. Zudem ich die Herren Gesandten ersuche, diese meine Ansicht ihren betreffenden Regierungen mitzuteilen, fordere ich gleichzeitig meine getreuen Generale auf, mit mir auf das Wohl des preussischen Staats, sowie auf einen glücklichen Ausgang des bevorstehenden Feldzugs zu trinken!“

Diese Worte riefen unter der Generalität einen wahren Beifallsturm hervor und die Gläser klangen immer wieder von neuem aneinander.

Vor Aufhebung der Tafel erhob sich der alte Derfflinger und sagte mit vor innerer Erregung zitternder Stimme:

„Dieses Glas leere ich auf das Wohl Dessen, der unverzagt für das Recht und für die Freiheit in den Kampf gegen Ludwigs ungeheure Macht zieht: unser gnädigster Herr und Kurfürst, er lebe hoch!“

„Hoch!“ tönte es begeistert ringsum . . .

Noch war keine Woche vergangen, als Kuriere dem Kurfürsten die erfreuliche Meldung brachten, daß seinem glänzenden Beispiele der Kaiser Leopold, der Herzog von Braunschweig und der Landgraf von Hessen-Kassel gefolgt seien. Wenige Tage später verließ Friedrich Wilhelm mit seinem getreuen Feldmarschall, der den Oberbefehl über die in's Feld rückenden Truppen führte, seine Haupt- und Residenzstadt.

Bei Halberstadt fand die Vereinigung der verbündeten Heerkörper statt, welche ohne Aufenthalt durch Westfalen gegen den Niederrhein vorrückten.

## Zweites Kapitel.

In einem großen Handelshause. — Ein Intriguennetz. —  
Diplomatische Fäden.

In einer Seitengasse, unweit des kurfürstlichen Schlosses, stand ein massiv gebautes Haus, das seine Nachbarn zur Rechten wie zur Linken um ein beträchtliches Stück überragte. An das Vorderhaus schlossen sich Neben- und ein Hintergebäude an, deren Räumlichkeiten ausgedehnte Warenmagazine enthielten. Da sah man Waren aller Art bis zur Decke aufgespeichert, von dem geringsten Tuche an bis zum kostbarsten Shawl.

Ueber alle diese Reichthümer gebot Herr Felix Schmalz, der reiche Handelsherr, welcher gleichzeitig auch Besitzer des weit ausgedehnten Grundstücks war.

Wir haben die Bekanntschaft dieses Herrn bereits in der Einleitung unserer Erzählung gemacht und ein ge-

wisses Anrecht, die Frage aufzuwerfen, auf welche Art und Weise der ehemalige Dragoner denn zu seinem Reichthum gekommen.

Wie aus dem Schneidergesellen Georg der nachmals so berühmte Feldmarschall Derfflinger geworden, haben wir aus der Weltgeschichte erfahren; über Herrn Felix Schmalz jedoch schweigt dieselbe, und er selbst hielt mit Mittheilungen aus seinem Leben sehr zurück. Alles, was man von seiner Vergangenheit wußte, bestand darin, daß er alsbald die Soldatenlaufbahn aufgegeben und sich auf das nicht eben ehrenwerte Gewerbe des Warenschmuggels gelegt hatte. Das Geschäft mochte gut gegangen sein und ihm eine erkleckliche Summe eingebracht haben, denn schon nach sechs Jahren gründete er die Firma, der er jetzt noch vorstand.

Er führte einen großen Haushalt, unterhielt auswählte Bekanntschaften und selbst die Gesandten fremder Mächte gingen bei ihm aus und ein.

Mit dem alten Derfflinger zusammen zu treffen, hatte er aus leicht begreiflichen Gründen zu vermeiden gesucht, und der Feldmarschall ahnte auch nichts von seiner Existenz, bis ein Zufall beide unvermutet einander näherte.

Schmalz war nämlich mit der Lieferung von Montierungsstücken betraut worden. Die Geschäfte führten ihn notwendiger Weise mit Derfflinger zusammen. Dennoch würde der Letztere höchst wahrscheinlich in dem reichen Handels Herrn seinen ehemaligen Dragoner kaum wieder erkannt haben, wäre nicht Hans Jakob seinem Gedächtnis zu Hilfe gekommen. Der Letztere hatte den Namen seines Zeltkameraden, der ihm einst so übel mitgespielt, nicht vergessen, und eine quer über die Stirn sich hinziehende Narbe, welche den Dragoner Schmalz kennzeichnete, fand sich auch bei dem Handels Herrn des gleichen Namens vor. Anfangs wollte Schmalz zwar nicht zugeben, daß

er derselbe sei, der einst von Derfflinger eine Portion Prügel empfangen hatte, allein nur zu bald verwickelte er sich in allerlei Widersprüche und er mußte offen bekennen.

Seine Wut, die er von jeher gegen den alten Feldmarschall im Herzen getragen, brach neuerdings in helle Flammen aus, denn auf Derfflingers Gutachten hin war ihm die Lieferung der Montierungsstücke entzogen worden, da es sich herausgestellt, daß Schmalz statt der bedungenen, guten Ware schlechte ausgesucht hatte. Dadurch war dem Handels Herrn ein beträchtlicher Gewinn entgangen und er schmauchte gegen die „erbärmliche Schneiderseele,“ wie er den Feldherrn nannte, Rache. Durch Schmalz erfuhr es ganz Berlin, daß der berühmte Derfflinger ehemals ein Schneider gewesen sei; ja, der böshafte Mann ging sogar noch weiter, indem er gegen gute Bezahlung allerlei Gesindel gewann, das dem hochverdienten Feldherrn auf offener Straße nachmederte, ihm auch wohl, aus respektvoller Entfernung natürlich, verschiedene Namen zurief, die sich auf seinen einstigen Stand bezogen.

Derfflinger beachtete indessen alle diese Ungezogenheiten, deren Quelle er sehr wohl kannte, nicht im Geringsten, worüber sich der Handels Herr nur noch mehr ärgerte.

„Warte nur,“ gelobte er sich im Stillen, „du sollst meine Rache doch noch fühlen. Jetzt werde ich dich bei deiner Würde als Feldmarschall anpacken.“

Die Abwesenheit Derfflingers kam ihm aus diesem Grunde sehr gelegen und er freute sich doppelt, als er in dem spanischen Gesandten Castanaga einen Gegner des Feldmarschalls erstehen sah, mit dem er denn auch alsbald ein inniges Freundschaftsbündnis schloß.

Der Feldzug, den der Kurfürst gegen Frankreich führte, war kein glücklicher zu nennen. Oesterreich spielte mit Ludwig XIV. insgeheim unter einer Decke. Eine Partei am Hofe zu Wien, an deren Spitze der Fürst Wenzel

von Lobkowitz stand, war für die Sache des Königs von Frankreich thätig und wußte dem Kaiser Leopold Gründe der Staatsklugheit vorzuhalten, die ihn vermochten, mit Ludwig XIV. schon früh ein geheimes Abkommen zu treffen, kraft dessen die beiderseitigen Truppen gewisse Schranken nicht überschreiten durften. So kam es denn, daß Friedrich Wilhelm stets im entscheidenden Augenblicke von dem österreichischen Heerkörper schmählich im Stich gelassen wurde und verschiedene Niederlagen erlebte.

Diesen Umstand benutzte Schmalz, das Feldherrntalent Derfflinger's in ein zweideutiges Licht zu stellen und Castanaga stand ihm getreulich bei. Sie hatten es auf nichts Geringeres abgesehen, als den bewährten Kriegsmann zu stürzen.

Die unfundige, große Menge plapperte allerdings gedankenlos nach, was ihr das würdige Paar vorsagte, und so hieß es denn allerwärts: „Ja, hätte der Kurfürst nur einen andern Ratgeber, dann würden wir gewiß siegen. Aber der Derfflinger versteht es nicht, gegen den Franzmann erfolgreich vorzugehen; er ist seinem Gegner eben nicht gewachsen.“

Der Unmut der Berliner wuchs mit jedem Tage und die mit den beiden Räbelsführern Schmalz und Castanaga befreundeten Kreise gaben sich alle erdenkliche Mühe, das künstlich angefachte Feuer noch mehr zu schüren. Indessen zeigte es sich nur zu bald, daß alle diese Mühe nutzlos verschwendet war, denn es kam die Verrätherei des Fürsten Lobkowitz an den Tag, auch langten von dem Kurfürsten selbst Nachrichten an, welche in die bisher gewaltete Finsternis Licht brachten.

Das Volk änderte in kurzer Zeit seine Gesinnung und schimpfte jetzt auf die, welche es gewagt hatten, den verdienstlichen Derfflinger zu schmähern. Die Absicht des Handelsheeren

Schmalz schlug in's Gegentheil um und sein Feind setzte sich nur noch mehr in der Gunst der Berliner fest.

„Wir müssen es auf eine andere Weise versuchen, unser Ziel zu erreichen,“ äußerte eines Tages Schmalz zu seinem Verbündeten Castanaga. „Der Kurfürst und sein verwünschter Feldmarschall müssen in die Enge getrieben werden.“

„Haha,“ lachte der Spanier, „mein lieber Freund, das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Außerdem muß ich Euch bekennen, daß ich es meiner Stellung schuldig bin, mich nicht wieder in etwas einzulassen, was mich in den Augen des Hofes herabsetzen könnte.“

Der Handelsherr zog ein heimtückisches Gesicht und versetzte:

„Ihr seid einmal mein Verbündeter, Herr Castanaga, und ich gebe Euch sobald nicht wieder los.“

„Was?“ rief der Gesandte in leidenschaftlicher Erregung, „Ihr wagt es, mir zu drohen?“

„Allerdings,“ höhnte der Andere, „ich habe Euch in meiner Macht. Wenn Ihr keine Lust verspürt, zu tanzen wie ich will, so bringe ich Zeugen herbei und denunziere Euch bei Sr. Kurfürstlichen Gnaden als —“

„Seid Ihr des Teufels?“ fiel der Spanier erschrocken ein und stampfte mit dem Fuße. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Was verlangt Ihr eigentlich von mir?“

„O, gar nicht viel,“ lächelte lügenfreundlich der Handelsherr, „so genau vermag ich es jezo nicht anzugeben, denn ich bin mit dem Plane, der mir im Kopfe herumswirrt, noch keineswegs im Klaren. Laßt mir nur noch ein paar Tage Zeit, dann sollt Ihr alles wissen . . .“

Eine Woche war seitdem vergangen und der Herbst hatte inzwischen seinen Einzug gehalten.

Der Sonntag brach trübe an. Am ganzen Himmel zeigten sich bleifarbene Wetterwolken.

Am Nachmittag fiel ein feiner Regen herab, welcher sich in undurchdringlichen Nebel auflöste. In unheimlicher Eile brach sich die Nacht Bahn, gleichsam als wollte sie unter ihrem schützenden Mantel Wind und Wetter freieren Spielraum geben, und in der That nahmen mit eingetretener Dunkelheit beide an Heftigkeit zu. Wer an jenem Abend die behaglich erwärmte Stube nicht verlassen mußte, blieb sicher daheim, denn es war geradezu unheimlich, in den menschenleeren Gassen herumzuwandern, durch welche der Sturmwind pfiß.

In dem dunkelbraunen, getäfelten Arbeitszimmer des reichen Handels Herrn Schmalz saßen zwei Personen am Kamin, in welchem ein lustiges Feuer prasselte. In dem Gemache selbst herrschte tiefe Finsternis, aus welcher nur hin und wieder die von den Flammen beleuchteten Gesichter der im Zimmer anwesenden Personen auftauchten.

Beide führten ein eifriges Gespräch.

„So rückt endlich einmal mit der Sprache heraus,“ sagte der spanische Gesandte, „und dreht Euch mit Eueren Worten nicht immer im Kreise herum. Was wollt Ihr mit Schweden?“

„Herr Castanaga,“ entgegnete der Handels Herr nicht ohne Spott, „Ihr seid entweder etwas schwer von Begriffen, oder Ihr wollt mich nicht verstehen. Ich denke, ich habe Euch meinen Plan deutlich genug auseinander-gesetzt.“

„Laßt Euer fadcs Geschwätz bei Seite,“ meinte der Spanier verdrießlich, „und haltet Euch lieber an die Sache.“

Wohl an denn, so will ich's Euch in aller Kürze noch einmal demonstrieren; also paßt auf: wenn jetzt Schweden gegen den Kurfürsten ebenfalls feindlich aufträte, käme er sowohl als sein hochweiser Feldmarschall in eine furchtbare Enge, aus welcher sich das Schneiderlein kaum wieder

herausfinden würde. Auf diese Weise rückten wir unserm Ziele näher und der Derfflinger wäre abgethan."

"Ihr schwakt in's Blaue hinein," höhnte der Spanier, "man merkt es Euch an, daß die hohe Politik für Euch ein Buch mit sieben Siegeln ist."

"Wieso? Warum?"

"Weil Ihr die geheimen Beziehungen nicht kennt, welche zwischen dem brandenburg'schen und dem schwedischen Hofe obwalten. Der König von Schweden hat dem Kurfürsten vor dessen Kriegszuge nach dem Rhein feierlich gelobt, ihn während des mit Frankreich geführten Krieges durch keine Feindlichkeit im Rücken zu beunruhigen."

"Hahaha!" lachte Schmalz, "was versprechen die hohen Herren sich gegenseitig nicht alles! Versprechen und Halten ist bei ihnen aber auch zweierlei."

"Ihr seid ein verwegener Wicht," rief der Spanier, "der sich noch um seinen Kopf bringen wird!"

"Ich wage nur unter guten Freunden so zu sprechen; nun, und wir beide sind doch gute Freunde, — he?"

Der Handelsherr erfaßte die Hand seines Gastes, was derselbe indessen nur ungern geschehen ließ.

Nach einer Weile erhob sich der Spanier vom Plaze und sagte:

"Es wird wirklich Zeit, daß Ihr Licht anzündet. Es herrscht im Zimmer eine Dunkelheit, daß man nicht zwei Schritte weit sieht."

"Ich dachte," entgegnete der Hausherr lakonisch, "im Dunkeln sei gut munkeln, indessen will ich Euern Wunsch gern erfüllen."

Schmalz ging zur Thüre hinaus und lehrte gleich darauf mit zwei brennenden Lichtern zurück, die er auf den Tisch stellte.

"So," sagte er, "und jetzt wollen wir unser Gespräch von vorhin weiter fortsetzen."

„Wir waren ja denn doch beim Schluß angelangt,“ widersprach der Gesandte und auf seiner Stirne zeigten sich Falten großen Unmuths.

„Ihr irrt Euch, Freund,“ sagte der verräterische Schmalz, „wir gelangen erst jetzt zum Schluß.“

„Aber du mein Himmel,“ rief Castanaga ärgerlich, „was wollt Ihr denn noch?“

„Den schwedischen König veranlassen, sein Wort dem Kurfürsten zu brechen und gegen Brandenburg die Waffen zu führen.“

„So?“ lachte der Spanier, „nun, dann veranlaßt den schwedischen König, ich habe nichts dagegen.“

„Ja,“ meinte der Handelsherr und wiegte den Kopf hin und her, „ich allein kann es nicht vollbringen, ich muß Hilfe haben.“

„Und wer soll Euch unterstützen?“

„Ihr!“

„Ich bedanke mich für die Ehre; nein, guter Freund, daraus wird nichts, ich habe meinen Kopf viel zu lieb.“

„Diplomatische Intriguen werden ja doch nicht mit dem Kopf bestraft,“ versetzte Schmalz mit höhnischer Ueberlegenheit.

„Wenn ein Gesandter den Plänen und Vorschriften seiner Regierung zuwider handelt, allerdings. Und dies würde bei mir der Fall sein, wenn ich mit Euch gemeinschaftliche Sache machen wollte. Zudem glaubt doch ja nicht, daß ein einfacher Gesandter so viel Macht besitzt, einen ihm fremden Herrscher zu einem Treubruch zu veranlassen. Wie gesagt, Ihr schwakt in's Blaue hinein.“

Der Handelsherr sah eine geraume Zeit den Spanier mit seinen kleinen Mäuseaugen listig an und lachte plötzlich hell auf.

„Was soll das?“ fragte der Gesandte verlezt.

„Es soll Euch zeigen, daß ein einfacher Handelsmann

oft mehr Hirn im Kopfe hat, als solch ein stolzer, übermüthiger Diplomat."

"Ihr werdet ungezogen!" rief Castanaga, allein Schmalz beschwichtigte ihn und zog ihn wieder zum Kamine hin, indem er sagte:

"Hört mich geduldig an. Daß zwischen Frankreich und Schweden eine einflußreiche Verbindung besteht, wißt Ihr so gut als ich, und daß man in Schweden das Bündnis des Kurfürsten, welches dieser mit Oesterreich geschlossen, in hohem Grade ungern sieht, — das ist so klar wie Wasser. Zudem herrsche am schwedischen Hofe die Ansicht, daß die österreichische Alliance dem Einflusse Derfflingers zuzuschreiben sei, welcher aus Oesterreich stammt. Das weiß ich von Stockholmer Geschäftsfreunden. Glaubt mir daher, ein einziger Funke genügt, ein prächtiges Feuer zustande zu bringen."

"Wer soll aber den Funken werfen?" fragte Castanaga.

"Der französische Gesandte am schwedischen Hofe."

"Kennt Ihr ihn?"

"Nein."

"Nun seht," meinte der Spanier, "und mir ist er ebenfalls fremd."

"Alein Ihr steht mit seinem Sekretär auf vertraulichem Fuße."

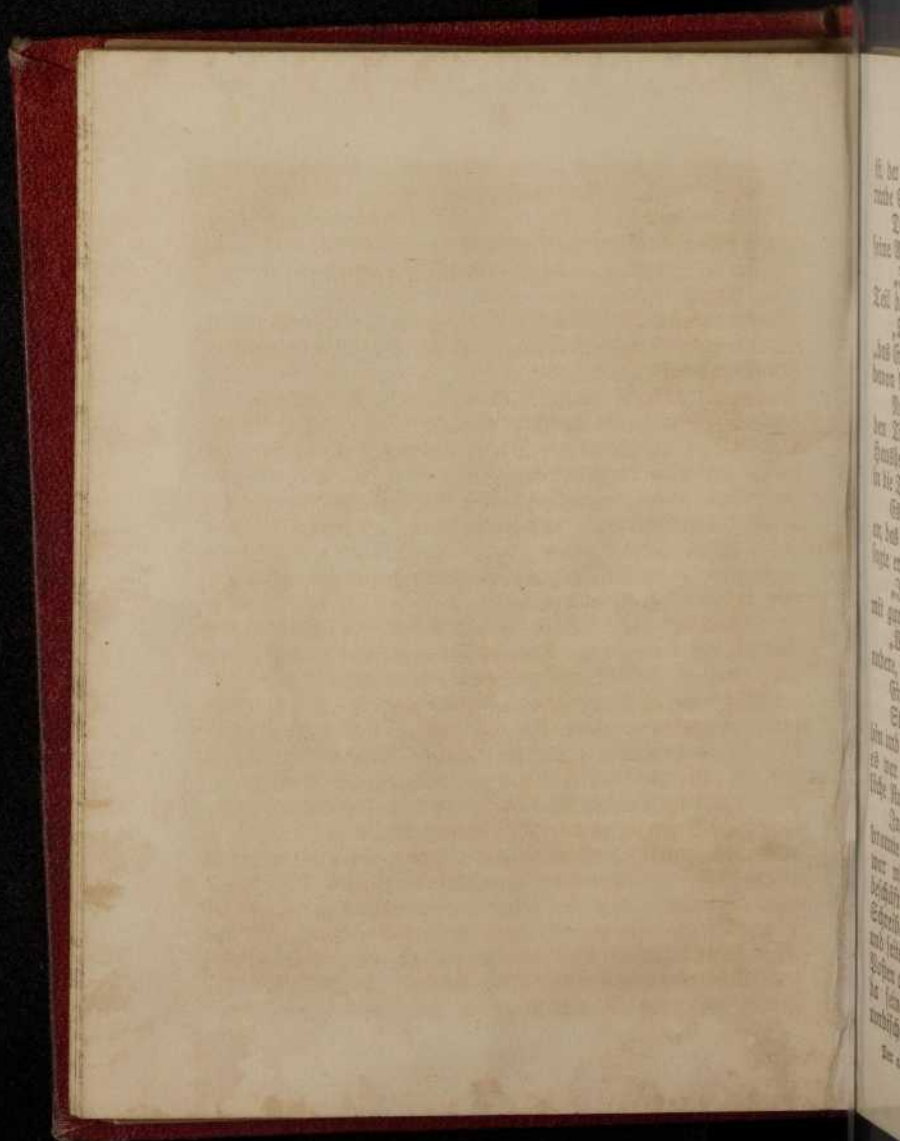
"Woher wißt Ihr das?" rief Castanaga überrascht aus.

"Das ist mein Geheimniß," entgegnete der schlaue Schmalz. "Ich verlange nichts weiter von Euch, als daß Ihr mir an den Sekretär ein Empfehlungsschreiben mitgebt, welches mir ermöglicht, mich ihm zu nähern."

"Wollt Ihr denn nach Stockholm reisen?"

"Ich bin fest entschlossen dazu, und zwar morgen schon. Ich nehme so ein Säckchen von zehntausend Thalern mit, wenn der Herr Sekretär ein kluger Mann





ist, der den Gesandten zu beeinflussen vermag, so wird die runde Summe am Ende wohl ihm gehören."

Der Spanter schüttelte den Kopf, bedeckte eine Weile seine Augen mit den Händen und sagte dann:

"Ihr spielt ein verwegenes Spiel! Ich mag keinerlei Theil daran haben."

"Das sollt Ihr auch nicht," lachte der Handelsherr, "das Empfehlungsschreiben müßt Ihr mir aber ausstellen, davon kommt Ihr nicht los."

Nach einigen Widerreden setzte sich der Spanter an den Tisch und überreichte wenige Minuten später dem Hausherrn den verlangten Brief, welcher von diesem sofort in die Tasche gesteckt wurde.

Es war spät geworden und der Gesandte schied sich an, das Haus seines Freundes zu verlassen. Beim Abschied sagte er zu ihm:

"Ich wünsche Euch glückliche Reise, — kommt hübsch mit ganzem Kopfe wieder zurück."

"Werde nicht ermangeln," entgegnete lachend der andere, hinter seinem Gaste die Hausthüre zuschließend.

Eine rauhe, stürmische Nacht war angebrochen.

Stumm und öde lagen Gassen und Plätze da; nur hin und wieder ertönten Schritte auf dem Straßenpflaster, es war dann die Stunde da, wo die Wachen die nächtliche Runde machten.

In dem Hotel, welches der spanische Gesandte bewohnte, brannte bis zum grauen Morgen Licht. Castanaga war mit dem Ordnen von einer großen Menge Papiere beschäftigt; auf dem Schreibpult aber lag ein versiegeltes Schreiben, das an die spanische Regierung gerichtet war und seitens Castanaga's die Bitte enthielt, ihn von seinem Posten am Berliner Hofe gnädigst dispensieren zu wollen, da seine Gesundheit die klimatischen Verhältnisse der nordischen Hauptstadt nicht ertrage.

## Drittes Kapitel.

Der Verrat. — Schwedischer Vandalismus. —

Augen um Augen! Bahn um Bahn!

Wie wird es doch oft der Bosheit so leicht gemacht, ihre rachsüchtigen Pläne auszuführen. Die List des reichen Handelsheeren war geglückt und er hatte in Stockholm seitens der französischen Gesandtschaft großes Entgegenkommen und außerordentliche Bereitwilligkeit gefunden. Der Grund hiefür war unschwer zu erkennen. Der Hof von Versailles hatte nur allzu sehr den Wert empfinden müssen, welchen dem verbündeten Heere die Anwesenheit des Kurfürsten und die Mitwirkung seiner tapfern Truppen verlieh. Die Minister Ludwig XIV. sahen es daher gern, wenn die Brandenburger auf einer andern Seite genügsame Beschäftigung fanden. Es wahrte nicht lange, so bot Frankreich's Gesandter Alles auf, die Schweden zu einem feindlichen Einbruch in die brandenburg'schen Länder zu bewegen. Und wie benahm sich diesen bösen Einklüsterungen gegenüber der schwedische Hof? Er schenkte ihnen nur allzuleicht Gehör und nahm gegen des Kurfürsten Ländergebiet eine feindselige Stellung an.

Allerdings beschönigte der König seine an Verrat streifende Charakterlosigkeit durch allerlei Ausflüchte, indem er äußerte, er wolle seinem preußischen Nachbar durchaus nicht wehe thun und er hege die feste Hoffnung, daß die bloße Nachricht von dem engeren Anschließen Schwedens an Frankreich hinreichen werde, Friedrich Wilhelm von der Verbindung mit Oesterreich abzuwenden. Allein es waren dies Alles nur leere, herzlose Worte, die bereits am Schlusse des Jahres 1674 ihre Widerlegung durch die That fanden, denn während der Kurfürst mit seinen

Truppen arglos im Elsaß verweilte, rückten die Schweden aus Pommern und Mecklenburg in die Grenzen der Uckermark ein und nahmen ungefragt Durchzug und Quartiere. Auf die erstaunten Fragen, welche die überraschten Unterthanen des Kurfürsten an die feindlichen Offiziere richteten, gab es stets eine und dieselbe Antwort, welche lautete:

„Durch die allzugroße Anhänglichkeit des Kurfürsten an das Haus Oesterreich fühle sich Schweden in seiner Sicherheit gefährdet, es müsse dagegen auftreten, so leid es ihm auch thue; indessen falle die ganze Schuld auf Verfflinger, der, selbst von Geburt ein Oesterreicher, mit eifrigstem Bemühen den Kurfürsten stets nach dieser Seite lenke, von welcher für ihn doch weder Dank noch Hilfe zu erwarten sei.“

Immer roher traten die schwedischen Kriegsvölker auf und immer näher rückten sie dem Herzen des brandenburg'schen Staats. Durch alles dies wollte indessen der schwedische Hof, der in seinen Entschlüssen unsicher schwankte, noch keinen Friedensbruch begangen haben, im Gegenteile wurden die größten Gewaltthaten von den freundschaftlichsten Versicherungen begleitet.

Zuguterletzt vermochte indessen das verräterische Schweden seine feindliche Absicht nicht mehr zu bemänteln und der Schreckensruf wälzte sich weiter und weiter fort:

„Der Schwede ist eingebrochen in Pommern und den Marken!“

Die Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges stiegen als blutige Gespenster wieder herauf, denn das feindliche Heer erlaubte sich jeden Frevel und jede Grausamkeit. Es raubte, plünderte und mordete. Vor keinem Verbrechen, vor keiner Gräueltthat bebten die entarteten Horden zurück. Sie begnügten sich nicht, dem Landmann seine Felder und Saaten zu zerstören, seine Gehöfte anzu-

zünden, nein, sie gingen noch weiter, sie forderten, gleich Räubern, Geld und Gut von ihm. Wehe dem Armen, der die Gier dieser Vandalen nicht zu stillen vermochte. Um die Bauern zur Zahlung, sowie zur Auslieferung etwa vergrabenen Geldes zu zwingen, gab man ihnen den „Schwedentrant“ zu kosten, d. h., man goß ihnen durch einen in den Mund gesteckten Trichter edelhafte Flüssigkeiten in den Hals. Und wenn sie trotz alledem nicht beichteten, weil sie eben kein Geld besaßen, so gingen die räuberischen Horden in ihrer Grausamkeit noch weiter.

Ein einziger Schrei des Jammers und der tiefsten Not ging durch das verwüstete Land, bis er endlich auch zu dem Manne drang, auf dessen Erscheinen die letzte Hoffnung Aller gerichtet war. Brandenburg's Kurfürst ergrinnte vor Weh und Schmerz, — er rief den Beistand seiner Bundesgenossen an, allein vergebens, nur das getreue Holland erklärte gegen Schweden den Krieg, während der Kaiser und die andern Fürsten in Deutschland in zweifelhafter Unentschiedenheit stehen blieben.

„Mein Herr und Vater, was soll ich thun?“ rief Friedrich Wilhelm verzweiflungsvoll aus, als der letzte Hoffnungsstrahl auf Beistand geschwunden war.

Da legte eine rauhe Hand sich sanft auf seine Schulter und eine Stimme sagte:

„Ihm vertrauen und mutvoll das Schwert gegen den Feind führen!“

Es war der alte Derfflinger, der diese Worte gesprochen, und in seinen treuen Augen blinkte und zitterte es. „Gott verläßt den Deutschen nicht, Ew. Durchlaucht. — Er wird unseren Fäusten Kraft verleihen, die räuberischen Banden niederzuwerfen, denn Er ist ein gerechter, eifriger Gott. Nur Mut, Kurfürstliche Gnaden, nur Mut!“

Und siehe da, die kriegerische Helbengegestalt Friedrich Wilhelm's, welche zusammengesunken war, raffte sich

wieder empor und stand da in alter Kraft und Herrlichkeit.

„Mein alter Freund,“ rief er in tiefster Erschütterung aus, „du hast mich mir wiedergegeben! — wolan, wenn uns auch alle Freunde verlassen, so wollen wir den Mut doch nicht sinken lassen, der Herr der Heerschaaren wird mit uns sein. Bleib unsern Truppen das Signal zum Aufbruch!“

Und der Helbengreis Derfflinger eilte hinaus, gleich einem Jünglinge und entledigte sich des Befehls seines geliebten Herrn.

Als bald sprengten Kuriere von dannen, den bedrängten Provinzen die Meldung bringend, daß der Retter nahe. Die Kommandanten von Berlin, Spandau und Küstrin erhielten Befehl, die Festungen in Kriegsbereitschaft zu setzen, während an Bürgerstand und Adel die Aufforderung erging, die Städte zu verteidigen und für die Lieferung der Pferde sowie des Kriegsbedarfs Sorge zu tragen.

Berlin, Spandau und Küstrin wurden tapfer verteidigt, die Bewohner der übrigen Städte dagegen zeigten sich verzagt und mutlos, ja, eine große Anzahl erzitterte vor der Aufforderung, mit bewaffneter Hand dem Feind entgegen zu treten. Ihnen schloß sich die Ritterschaft an und so fielen denn die meisten Städte in die Hand des Segners.

Nur der Bauer allein wagte den Kampf und that, was weder Bürger noch Ritter gethan: er bewaffnete sich, wenn auch nur mit Sensen und Hengabeln, — allein die Wut und Rache, welche in seinem Herzen tobte, machten diese Werkzeuge des Friedens zu furchtbaren kriegerischen Waffen. Aus grober Sadleinwand sehten die Landleute ihre Fahnen zusammen, welche die Inschrift trugen:

„Wir sind Bauern von geringem Gut  
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut!“

Währenddem eilte Friedrich Wilhelm mit seinen tapfern Scharen daher vom Rhein nach seinen Landen. Fast ohne Rast ging es vorwärts, dem verhassten Feinde entgegen, welcher raubend, mordend und plündernd die geliebte Heimat durchzog.

„Rache!“ hieß das Feldgeschrei, „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ lautete die Parole.

Endlich war das Ziel erreicht und nach elf mühevollen Tagemärschen hielt der Kurfürst am Mittag des elften Juni seinen Einzug in Magdeburg.

#### Viertes Kapitel.

Im Kriegsrat. — Auf Vormarsch. — Die Ueber-  
rumpelung der Festung Rathenow.

Wie so gern hätte die Einwohnerschaft Magdeburg's dem an der Spitze seiner Truppen einziehenden Kurfürsten laut entgegen gejubelt, allein ein strenger Befehl verbot jede geräuschvolle Beifallsbezeugung, denn Friedrich Wilhelm wollte den Feind inmitten des Plünderns und Mordens überraschen, er sollte keine Ahnung von der Nähe der brandenburg'schen Truppen haben.

Damit keinerlei Nachricht von seinem Eintreffen zu dem Gegner gelangte, ließ der Kurfürst sofort alle Thore schließen und sämtliche Mähe herüber auf das linke Elbufer schaffen. Zahlreiche Wachen wurden aufgestellt, so daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, die Stadt zu verlassen; außerdem zogen Patrouillen massenweise

durch die Straßen. Diese Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich sehr bald als ausgezeichnet, denn in der Nähe eines der Thore ward ein schwedischer Kundschafter ergriffen, und ein verrätherischer Bürger, dem jener Briefe überbringen sollte, auf dem Walle selbst verhaftet.

Am folgenden Tage, nach gehaltenem Gottesdienste, berief der Kurfürst einen Kriegsrat, um über sein Vorhaben die Meinung seiner Generale zu vernehmen. Alles war gespannt, denn man wußte, daß Friedrich Wilhelm gemeinsam mit Derfflinger sich beraten hatte und kannte aus Erfahrung die kühnen, genialen Entwürfe dieser beiden Männer.

Der Kurfürst begann:

„Meine Generale! — Ihr Alle wißt, daß ich ein Feind des raschen Vorgehens bin. Noch nie dürfte sich aber dieses Prinzip besser bewährt haben, als in der gegenwärtigen Lage. Ich und Derfflinger sind dafür, auf den sorglos in den Havelländern zerstreuten Feind, welcher uns noch fern in Franken wähnt, mit der Reiterei in angestrengter Eile loszugehen, ihn in seinen Quartieren zu überfallen und so mit einem Schlage zu vernichten. Das Fußvolk, welches einer gleichen Schnelligkeit nicht fähig ist, wird allerdings auf diesem Zuge beträchtlich zurückbleiben, allein Ueberraschung und Heftigkeit des Angriffs können diesen Mangel zum Theil ersetzen. Jetzt sagt uns Eure Meinung.“

Die Generale zogen sich zu gemeinsamer Beratung zurück, welche indessen nur kurze Zeit währte. Hierauf ergriff der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg das Wort:

„Wir sind in allen Punkten mit Ew. Durchlaucht einverstanden und verpfänden unser Wort, Alles zu thun, das Gelingen des Plans zu ermöglichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Rathenow, die Grenzfestung des

wesilichen Havellands, die erste feindliche Position sein, auf welche wir stoßen. Wie wünschen Ew. Durchlaucht es mit derselben gehalten zu wissen?"

"Rathenow muß durch Ueberrumpelung in unsere Hände fallen," bemerkte Derfflinger, "denn auf diese Weise haben wir alsdann die vorgeschobenen Posten des linken Flügels der schwedischen Armee von denen des rechten Flügels getrennt. Und ist nur erst die Blüke fertig, dann wollen wir schon weiter vordringen."

"Weiß man Näheres über die feindliche Besatzung der Festung?" fragte einer der Generale.

"Ich habe bereits an den Landrat zu Bähne einen Kurier gesandt," bemerkte der Kurfürst, "er wird mir Mitteilung zugehen lassen."

"Die Ueberrumpelung Rathenow's nehme ich auf mich," fiel Derfflinger ein, "wenn dies mein Kurfürst mir gestattet."

"Dieser Auftrag soll dir zu teil werden, lieber Alter," entgegnete lächelnd der Kurfürst, denn ich weiß, daß es dir Freude macht, ein solches Heldienstückchen zu vollbringen."

"Ich danke Ew. Durchlaucht!" rief der alte Feldmarschall, und seine Augen glühten voll heißer Kampfeslust; "mein Plan ist schon gemacht."

"Ei, wie so denn?" drängten die Generale, "laßt hören!"

Alein Derfflinger zog ein pfliffiges Gesicht und begnügte sich mit der Antwort: "Kommt Zeit, kommt Rat."

"Na, dann wird auch wohl Rathenow kommen," bemerkte humoristisch der Kurfürst.

Nach gepflognem Kriegsrat kehrten die Generale zu ihren Truppenteilen zurück. Der ganze Nachmittag verging mit Anordnungen und Austeilen von Befehlen, bis in der neunten Abendstunde endlich alle Vorberei-

tungen getroffen waren. In lautloser Stille verließen 5600 Reiter und 1000 Mann Infanterie mit dreizehn Geschützen und 146 Wagen, welche das Fußvolt und jeder zugleich einen Kahn führte, die Stadt, setzten über die Elbe und rückten auf Nebenwegen während der Nacht und des folgenden Tages ohne größere Unterbrechung fünf starke Meilen vor.

Am andern Morgen folgte der Kurfürst mit seinem Generalstabe in aller Frühe dem Zuge nach.

Der stark umwölkte Himmel schaute mißgünstig auf die tapfere Schar nieder, und, gleichsam als wäre er im Bunde mit den Schweden, öffnete er alle Schleusen. In ununterbrochenen Strömen fiel der Regen herab und durchweichte den lehmigen Boden, auf dem sich Reiter und Wagen nur mühsam vorwärts bewegen konnten. Allein alle Strapazen wurden mit großer Standhaftigkeit von den Soldaten ertragen, teilten die Ungunst der Witterung mit ihnen ja doch die beiden Kriegshelben, der Kurfürst und sein greiser Feldmarschall, welche an der Spitze des Zuges ritten.

Am späten Nachmittag wurde das Dorf Parchen erreicht und daselbst Halt gemacht.

„Wir wollen hier übernachten,“ äußerte der Kurfürst, „denn erstens erscheint es mir nötig, daß wir von hier aus starke Steispatrouillen vorschicken, um die Gegend und den Feind zu rekognoscieren, und zweitens erwarte ich hier den Landrat von Briest aus Bähne mit seinen Nachrichten.“

Der Befehl des Kurfürsten ward ausgeführt und nach drei Richtungen zog nach Anbruch der Nacht Reiterei aus.

Gegen Abend langte der sehnlichst erwartete Landrat an.

Es war ein kleines, bewegliches Männchen, das

Derfflinger vor lauter Ungeduld aus dem Wagen hob und erst in dem Zimmer des Dorfwirtshauses, woselbst der Kurfürst abgestiegen, wieder auf den Boden setzte.

Briefte wollte erst dem Landesfürsten seinen respektvollen Gruß darbringen, indessen ließ ihm der alte Feldmarschall keine Zeit dazu, indem er rief:

„Zum Teufel mit der Zeremonie, wir stehen im Felde, dem Feind gegenüber, darum sagt schnell, Herr Landrat, was Ihr wißt.“

„Seid dem achten Juni,“ begann der kleine Mann, „ist in Rathenow ein schwedisches Dragonerregiment eingerückt, und zwar unter dem Befehle des Obersten von Wangelin, einem der Hauptanführer des schwedischen Einbruchs in die Mark.“

„Weiter, weiter,“ drängte Derfflinger, da der Landrat eine Pause machte, indem er sein Taschentuch zog, „Ihr könnt Euch später schneuzen.“

„Aber mein Himmel,“ flüsterte der kleine Mann ängstlich dem Alten zu, „ich kann doch wahrhaftig vor Er. Kurfürstlichen Gnaden nicht mit voller Nase sprechen.“

„Na, dann man zu, aber nur rasch.“

Friedrich Wilhelm wandte sich etwas seitwärts, um das Lächeln zu verbergen, das er trotz der ernstesten Zeit nicht zu unterdrücken vermochte.

Gleich nachher fuhr der Landrat in seinem Berichte weiter fort:

„Der Oberst hat Befehl erhalten, morgen mit seinem Regiment nach Brandenburg aufzubrechen, woselbst die Hauptmacht der Schweden versammelt ist.“

„Zum Teufel, das fehlte noch!“ schrie Derfflinger und stampfte mit dem Fuße.

„Das macht uns einen Strich durch unsern Plan,“ äußerte verstimmt der Kurfürst.

„Es muß verhütet werden,“ polterte der Feldmar-

schall, im Zimmer hin- und herrennend. „Dieser Wangelin mit seinen Dragonern darf uns nicht entwischen.“

„Aber was thun?“

Eine kleine Weile blieb der alte Haubegen die Antwort schuldig, dann aber rief er: „Macht die Kerle besoffen.“

Der Landrat fuhr ob dieses unehrerbietigen Ausdrucks erschreckt zurück und sah voller Erwartung auf den Kurfürsten, von welchem er fest glaubte, daß er den groben Dragoner zum Mindesten zur Thüre hinaus werfen werde.

Indessen hatte sich der kleine Mann geirrt; Friedrich Wilhelm ging vielmehr auf Derfflinger zu, legte die Hand vertraulich auf dessen Schulter und sagte:

„Du könntest recht haben, Alter. Allein, wie ist das zu machen?“

„Wartet nur ein klein wenig, Durchlaucht, ich werde es bald haben,“ versetzte der Feldmarschall und strich sinnend den langen, weißen Schnurrbart durch die Finger. Nach einer längeren Pause wandte er sich an den Landrat, ihn fragend:

„Seid Ihr mit den in Rathenow liegenden schwedischen Offizieren bekannt?“

„Die Umstände zwangen mich, ihren Umgang nicht zu meiden.“

„Das ist ganz gut,“ bemerkte Derfflinger; gleich darauf unterbrach er sich aber und rief: „Heib!, ich hab's, ja, ja, so wird es gehen. Sagt einmal, Herr Landrat, habt Ihr daheim wohl noch Vorräte an Wein?“

„O, in Hülle und Fülle,“ antwortete der kleine Mann, „auch mit Branntwein bin ich versehen.“

„Mit Branntwein!“ rief der Alte lustig. „Donnerwetter, das ist gut. Also hört mich an: Ihr laßt sofort von Eurem guten Bähne so und so viele Ladungen Wein und Branntwein nach Rathenow spedieren und unter die

schwedischen Soldaten austheilen. Die Offiziere dagegen ladet Ihr zu einem Trinkgelage und trinkt ihnen wacker zu. Auf diese Weise verzögert sich ihr Abmarsch und wir kommen noch rechtzeitig vor der Festung an."

"Die Idee ist gut," sagte der Kurfürst befriedigt, "und ich hoffe und wünsche, daß Ihr, Herr Landrat, Eure Rolle zu meiner Zufriedenheit durchführt. Es soll Euch nicht zum Schaden gereichen."

"Ich werde gewiß Alles thun," beteuerte Brist, "wenn nur das Vortrinken nicht wäre."

"Na, was thut denn das," meinte Derfflinger, "wenn der Herr Landrat einmal einen Rausch hat?"

"Einen Rausch?" wiederholte der kleine Mann entsetzt.

"Zum Wetter," polterte der Alte, "spielt nicht den Zimperlichen! Trinkt nur zu und das Vaterland ist gerettet!"

Obgleich dieser letztere Ausspruch dem Landrat nicht einleuchten wollte, so versprach er dennoch, sein Möglichstes zu thun.

Er empfahl sich; an der Thüre rief ihm der Kurfürst noch nach: "Es dürfte übrigens nichts schaden, wenn Ihr in Rathenow ein Gerücht von meinem Tode verbreiten würdet. Das gibt dem Feinde jedenfalls größere Sicherheit."

"Gott erhalte uns Ew. Durchlaucht noch lange," entgegnete entsetzt und mit gefalteten Händen der Landrat, "indessen will ich nach Ew. Befehle handeln."

Unter einer ziemlich großen Anzahl von Blicklingen zog sich der kleine Mann zurück.

"Wird man sich auf ihn verlassen können?" fragte Derfflinger den Kurfürsten.

"Er ist ein treuer Diener und ein vortrefflicher Patriot," lautete die Antwort; "für seine Ehrlichkeit lege ich die Hand in's Feuer."

In dem nämlichen Augenblicke ward die Thüre aufgerissen, ein Kurier stürmte in's Zimmer und überbrachte dem Feldmarschall ein Schreiben.

"Von wem?" fragte der Bektere.

"Von dem Herrn Oberstleutnant von Strauß."

Es war dies der Name eines jener Offiziere, welche zum Rekognoszieren vorgeschickt worden waren.

Derfflinger hatte den Zettel erbrochen, in welchem stand:

"Soeben hat meine Mannschaft ein Scharmügel mit 24 schwedischen Reitern glücklich bestanden. Die Lettern, sowie der sie befehligende Offizier sind von uns gefangen genommen worden.

Raptim. Oberstleutnant von Strauß."

Der alte Haudegen stampfte mit dem Fuße auf und wetterte:

"Es ist ganz gut so, allein ich kann den Ungehorsam im Dienste nicht leiden."

"Was ist geschehen?" fragte gespannt der Kurfürst.

"Ei, ich habe den Oberstleutnant nach Plane beordert, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt. Wo liegt nun das verfluchte Nest?"

Der Kurfürst hatte das Schreiben, welches der Feldmarschall ihm gereicht, kaum durchlesen, als er in ein herzliches Lachen ausbrach und in abgebrochenen Sätzen rief:

"Ihr habt Euch geirrt, — lieber Alter, — das Wort Raptim gehört der lateinischen Sprache an und bedeutet: in großer Eile, — ist also nichts weniger, als der Name eines Ortes."

Einen Augenblick schwieg der alte Haudegen betroffen still, dann aber entgegnete er eifrig: "Ei, so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben, in Eile; dann hätte ich mich nicht zu ärgern brauchen."

„Der Herr Oberstleutnant,“ ergriff jetzt der Kurier das Wort, „bittet um Ordre, wohin er sich mit den Gefangenen wenden soll.“

„Nach Genthin, dort treffen wir morgen ein,“ entgegnete der Kurfürst.

„So wird der Herr Oberstleutnant,“ sagte, sich verabschiedend, der Kurier, „morgen die Ehre haben, nach Genthin Ew. Durchlaucht zu folgen.“

„Aber raptim!“ rief Derfflinger, dessen gute Laune schnell wieder zurückgekehrt war, lachend dem Kurier nach . . .

Am nächsten Morgen brach in der Richtung auf Genthin der gesamte Heerkörper nach Rathenow auf. Der Himmel machte noch immer ein scheeles Gesicht und zerfloß in Thränen; um so heiterer schaute der alte Derfflinger herein, hatte er ja doch nichts Beringeres vor, als mit einem lustigen Scherz auf gut Schwedisch die Festung Rathenow zu erobern. Sein Plan war während der Nachtzeit zur vollständigen Reife gelangt, indessen ließ er sich gegen Niemand etwas merken und beobachtete selbst gegen den Kurfürsten ein strenges Stillschweigen.

Friedrich Wilhelm merkte es dem Alten aber an, daß er etwas ganz Besonderes vorhatte, denn in seinem Gesicht wetterleuchtete es ohne Unterbrechung, was immer der Fall war, wenn der greise Haudegen über einen Coup nachsann.

Raum hatte der Zug Genthin erreicht, so rief Derfflinger auch schon nach dem Oberstleutnant Strauß, und als dieser erschien, fragte er ihn nach den gefangenen Schweden.

„Ich habe sie einstweilen in den Turm gesperrt,“ berichtete der Oberstleutnant, „dort können sie nicht entweichen.“

„Nicht so,“ nickte Derfflinger, „den Offizier führt

mir aber vor. Ich will mit ihm ein Wörtchen unter vier Augen sprechen. Ich steige beim Rathaus ab, dahin bringt den Burschen."

Der Befehl ward pflichtschuldigst ausgeführt und eine halbe Stunde später stand der schwedische Offizier dem preussischen Feldmarschall gegenüber.

"Freut mich, einen meiner ehemaligen Kampfgenossen wieder zu sehen," begann Derfflinger, "denn Ihr wißt doch, ich habe einst im schwedischen Heere gekämpft."

Der Offizier verneigte sich.

"Das Blättchen hat sich jetzt aber gewendet und ich stehe Euch als Feind gegenüber, und zwar mit Zorn und Rache in dem Herzen, weil Ihr Euch als Räuber und Mordbrenner gezeigt habt."

Der Schwede wollte etwas entgegnen, allein der Alte ließ ihm keine Zeit dazu, sondern rief eine Pistole aus dem Wams, setzte sie dem überraschten Schweden auf die Brust und rief zornfunkelnden Auges:

"Jetzt nenne mir auf der Stelle Euer Feldgeschrei, oder du bist ein Kind des Todes!"

"Schweden und Frankreich," stotterte der Offizier ängstlich.

"Gut," sagte Derfflinger, indem er gleichzeitig die Pistole senkte und den Schweden losließ, "ich will dir glauben, aber wehe dir, wenn du gelogen hast. Ich lasse dir ein Glied nach dem andern ausreißen, denn alles Mitgefühl für Euch Raubmörder ist bei uns erloschen."

Der Schwede beteuerte hoch und heilig, daß er die Wahrheit gesagt.

"Jetzt zieh' dich aus," fuhr Derfflinger weiter fort, und gib mir deine Uniform, — oder soll ich dir Beine machen?" fügte er hinzu, da er sah, daß der Offizier zauberte.

"Was wollt Ihr mit meiner Uniform?" fragte der

Schwede erstaunt, zog aber währenddem schon sein Wams aus.

„Ich will einmal wieder den Schweden spielen,“ antwortete der Alte kurz, „das Uebrige kümmert dich nicht.“

Die Maskerade war alsbald vollendet und aus Derfflinger ein Schwede und aus diesem der preukische Feldmarschall geworden. Als der Alte in seiner Verkleidung später aus dem Rathause trat, stürzte eine Abtheilung Dragoner ihm entgegen, in den Ruf ausbrechend:

„Der Schwede will entweichen, haltet die Kanaille!“

„Haltet lieber Eure Mäuler,“ lachte Derfflinger, sich an den erstaunten Gesichtern weidend. Er gab einigen seiner Leute Ordre, die Uniformen der übrigen Gefangenen gleichfalls anzuziehen und führte sich und die Mannschaften hierauf dem Kurfürsten vor.

„Was soll denn das heißen, lieber Alter?“ fragte Friedrich Wilhelm verwundert.

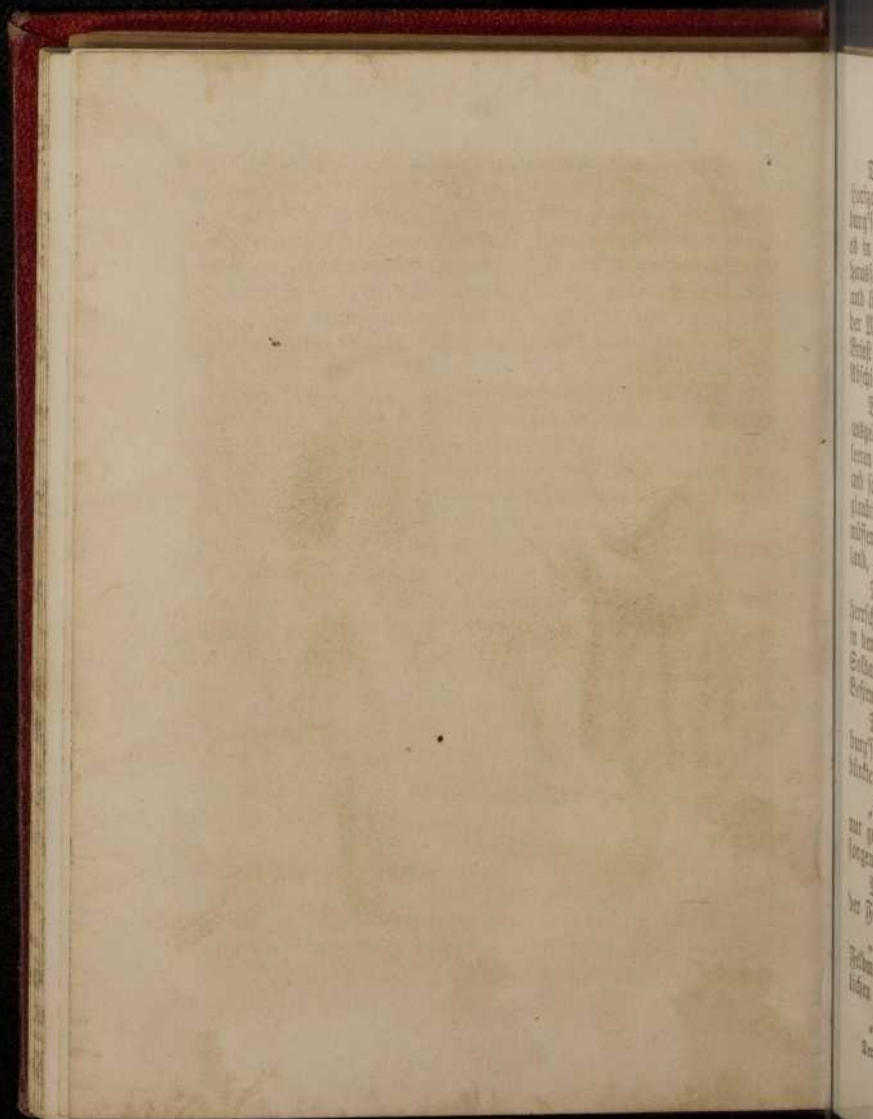
„Das soll heißen,“ versetzte der Feldmarschall, „daß ich mit meinen Leuten in dieser Uniform Rathenow zu überrumpeln gedenke.“

Jetzt ging dem Kurfürsten ein Licht auf und er brückte seinem Getreuen herzlich die Hand.

Eine Stunde später saß man wieder auf und machte erst eine Meile vor Rathenow in dem Dorfe Bieritz Halt, da es noch Tag war und man von dem Feinde nicht entdeckt sein wollte. Nach Anbruch der Nacht rückte der Kurfürst mit seinen Truppen schnell bis dicht vor Rathenow heran und ordnete sogleich den Angriff an.

Sechshundert Mann Infanterie wurden auf den mitgebrachten Rähnen oberhalb der Stadt in größter Stille über die Havel gesetzt, um von der Mittagsseite her in die Stadt einzubringen, während Derfflinger's Dragonerregiment den Befehl erhielt, den Angriff von der Havelseite zu unternehmen.





Der Regen hatte aufgehört und am nächtlichen Horizont blinkten freundlich die Sterne. Im brandenburg'schen Lager herrschte tiefste Stille, um so lauter ging es in der Festung zu. Im glänzend erleuchteten Rathausssaale saßen die Offiziere der schwedischen Besatzung und ließen sich's beim Humpen Weine wohl sein. In der Mitte der zehenden Versammlung hatte der Landrat Briest Platz genommen, der gastliche Veranstalter dieses Abschiedsfestes.

Wie viele Hoch's waren dem armen Manne schon ausgebracht worden und wie oft hatte er den Humpen leeren müssen, — endlich aber war das Maß voll, haltlos und schwer sank sein Haupt auf die Brust herab, und als glaubte er seinen Zustand vor sich selbst entschuldigen zu müssen, lallte er mit nieselnder Stimme: „Für's Vaterland, — Alles für's Vaterland!“

Die ausgelassene Lustigkeit, welche im Rathausssaale herrschte, setzte sich in womöglich noch erhöhtem Grade in den Straßen fort. Ueberall stieß man auf berauschte Soldaten, welche unter Gebrüll ihre Nationallieder zum Besten gaben.

Die wilden Töne vernahm man selbst im brandenburg'schen Lager. Derfflinger hörte sie nicht ungern, sie dünkten ihm im Gegenteile himmlische Musik zu sein.

„So recht,“ dachte er lachend bei sich, „saufst Euch nur gehörig voll. Für den Kragenjammer will ich schon sorgen.“

Mitternacht war längst vorüber, als es endlich in der Festung still und ruhig wurde.

„Jetzt haben die Kerls genug,“ äußerte der alte Feldmarschall zum Kurfürsten, „heidi, das wird einen herrlichen Gutenmorgen geben.“

„Nun, was habe ich gesagt,“ entgegnete Friedrich  
Der alte Derfflinger.

Wilhelm lächelnd, „ist unser Landrat nicht ein braver Mann?“

„Man sollte ihn vergolden lassen,“ gab Derfflinger zurück, „und den Kausch, den er sich diese Nacht geholt, zur ewigen Erinnerung für Kind und Kindeskind aufbewahren. Meiner Seele, das ist ein historisch-vaterländischer Kausch...“

Die Nacht war endlich vorüber und im Osten kündigte sich der junge Tag an.

Derfflinger setzte sich sofort an die Spitze des Vortrupps und sprengte mit ihm an die erste kleinere Havelbrücke, welche zur Festung führte.

„Heda, Wachtposten!“ rief er in schwedischer Sprache und mit erkünstelter Angst hinüber, „heda, öffnet so schnell als möglich das Thor!“

Oberhalb der Mauer erschien das schläfrige Gesicht des Postens: „Wer seid Ihr?“

„Fragt nicht viel, sondern laßt die Zugbrücke nieder. Ich gehöre dem schwedischen Regiment von Bülow an und werde von einer brandenburg'schen Streifpatrouille verfolgt, die dicht hinter mir ist. Wenn Ihr nicht gleich öffnet, so bin ich mit meinen Leuten verloren, und das mag Euch dann der Teufel danken.“

„Nur nicht so grob,“ rief der Wachtposten herüber, „ich will Euch öffnen, aber zuvor nennt das Feldgeschrei.“

„Schweden und Frankreich!“ brüllte in komischer Verzweiflung der listige Derfflinger aus Leibesträßen.

Der Schwede verschwand und gleich darauf rasselte dröhnend die Zugbrücke nieder. Im nächsten Augenblick setzte der greise Held mit seinem Häuflein hinüber.

Ein deutsches Hurrah schwirrte durch die frische Morgenluft, die Säbel sausten nach, und ehe es sich die schwedische Wache versah, war sie überfallen und niedergemacht.

## Fünftes Kapitel.

In demselben wird Viel gefunden: Die Brandenburger finden die Schweden, ein Schneider den andern, der Kurfürst einen Verräther und der Landrat Briest ein Mittel gegen den Hakenjammer.

„Vorwärts, Kinder!“ rief der alte Feldmarschall seinen Dragonern zu, mit ihnen zur zweiten, größeren Brücke vordringend. Dasselbst angekommen, stutzte er einen Augenblick, denn die Brücke war zum Theil abgetragen und durch aufgezugene Hängebrücken unterbrochen. Der Feind, welcher den durch den Ueberfall der Wache entstandenen Lärm vernommen, hatte sich aufgerafft und ließ den Dragonern zum Besinnen keine Zeit.

„Schreit Hurrah,“ befahl Derfflinger seinen Leuten, „und feuert Eure Pistolen ab, damit unsere Truppen erfahren, daß der Angriff begonnen hat und sie die Stadt stürmen!“

Das ließen sich die tapfern Dragoner nicht zweimal sagen und sie schrien und schossen, daß es eine Freude war. Während sich an der Brücke ein heftiges Gefecht entwickelte, drangen die Brandenburger, welche den Heidenlärm sofort vernommen, von der Landseite her in die Stadt. Derfflinger erhielt von Infanterieabtheilungen kräftige Unterstützung und bald waren die Schweden von den Truppen des Kurfürsten zurückgedrängt. In gestrecktem Galopp sprengte Derfflinger mit seiner Reiterei in die Stadt und nun ging es an's Einhauen. Eine große Menge schwedischer Soldaten hatte sich in der ersten Ueberraschung nicht einmal Zeit zum Ankleiden genommen, sondern war im bloßen Hemde auf die Straße geeilt. Nur die Offiziere, welche der Landrat Briest am Abend trunken gemacht,

lagen noch in ihren Betten und wurden samt und sonders gefangen genommen.

Im Uebrigen ward seitens der Brandenburger dem verhassten Feinde keinerlei Pardon gegeben, auch ließen sich die bis zur höchsten Wut erbitterten Sieger durch Nichts zurückhalten, sie verfolgten die fliehenden Schweden und hauten nieder, was ihnen in den Weg kam.

Derfflinger bog mit seinen Dragonern eben in eine Seitengasse ein, als er Zeuge einer sonderbaren Szene wurde. Ein einzelner schwedischer Offizier verteidigte sich mit tollkühner Raserei gegen ein Duzend Brandenburger, die ihn umzingelt hatten. Alle ihre Bemühungen, sich der Person der Schweden zu bemächtigen, erwiesen sich als erfolglos, bis es einigen endlich gelang, mittels eines herbeigeholten starken Balkens den wüthend um sich Schlagenden gewaltsam an die Wand zu pressen. Schon holte einer der Soldaten zum tödlichen Schlage aus, als Derfflinger, der in dem Schweden den Obersten von Wangelin erkannt hatte, mit martialischer Stimme Halt gebot und den Soldaten zurief:

„Kein Haar darf dem Manne gekrümmt werden. Bemächtigt Euch seiner und führt ihn dann zu unserm gnädigsten Herrn, dem Kurfürsten.“

Einem brandenburg'schen Offizier, welcher dicht neben Derfflinger stand, flüsterte er zu: „Es ist der Wangelin, einer von den Hallunken, die den Einbruch in die Mark veranlaßt haben. Sagt das dem Kurfürsten. Ich folge bald nach, will nur zuvor noch meinen Dragonern ihre Quartiere anweisen.“

Nach diesen Worten sprengte der Feldmarschall davon, dem Rathause zu, vor welchem sein Regiment sich bereits sammelte. Ein weithin schallendes „Hurah! Hoch!“ tönte dem Helbengreis entgegen, der von seinen Dragonern wie ein Vater geliebt und verehrt wurde.

„Na, Kinder,“ rief er ihnen freundlich zu, „hat Euch das Stückchen gefallen?“

„Ja!“ tönte es kräftig im Chöre zurück.

„Seht Ihr,“ fuhr Derfflinger weiter fort, „der Herrgott hat seine Brandenburger doch nicht vergessen, und mit seiner Hilfe werden wir weiter siegen. Ihr habt heute wacker gekämpft, darum sollt Ihr auch den Tag über ungestört ruhen können. Quartiermeister, haben die Mannschaften ihre Zettel?“

„Zu dienen, Herr Feldmarschall.“

„Nun denn, Kinder, so macht, daß Ihr in Eure Quartiere kommt. Ich meinerseits will noch mit dem Herrn Bürgermeister wegen Eurer Verpflegung ein Wortlein sprechen.“

Unter dem nochmaligen Hochrufen der Dragoner begab er sich in's Rathhaus, wo ihm ein wohlgenährtes Männchen mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen trat.

„Wie ich vermute,“ begann Derfflinger, „habe ich den Herrn Bürgermeister vor mir?“

„Allerdings,“ entgegnete der Andere mit einem tiefen Bückling, „ich bin Jeremias Fürchtegott Bußengeiger, gnädigst bestallter Bürgermeister von Rathenow.“

Der Alte sah das Männchen einen Augenblick überrascht an, dann fragte er:

„Wie lautet Eurer Name? Bußengeiger?“

„Bußengeiger,“ nickte freundlich der Bürgermeister.

Sinnend und lächelnd ging Derfflinger ein paar Male auf und nieder, ließ den weißen Schnurrbart durch die Finger gleiten, und blieb zuletzt wiederum vor dem Bürgermeister stehen.

„Sagt einmal,“ redete er ihn an, „seid Ihr von Rathenow?“

„Ja, das heißt eigentlich nein,“ lautete die Antwort,

„geboren bin ich nicht hier zu Lande, halte mich aber schon so einige dreißig Jährchen hier auf.“

„Was der Tausend,“ rief Derfflinger, so lange seid Ihr bereits Bürgermeister?“

„O, nicht doch, Herr Feldmarschall,“ fiel das Männchen rasch ein, „diese Würde bekleide ich erst seit fünf Jahren.“

„So, so,“ meinte der Alte, „nun, und was waret Ihr denn früher?“

Der Bürgermeister schluckte ein wenig, dann sagte er:

„Ich besitze einen Tuchladen.“

„Ihr seit also ein gelernter Handelsmann?“

„Ja,“ bestätigte der Bürgermeister, „Handelsmann allerdings, ein gelernter aber nicht.“

„Was habt Ihr denn eigentlich gelernt?“ examinierte Derfflinger unermüßlich weiter.

„Ich war in meiner Jugend Künstler.“

„Donnerwetter,“ meinte lächelnd der Alte, „da seid Ihr aber bedeutend zurückgegangen, wenn Ihr es nur zu einem Handelsmanne gebracht habt. Welcher Kunst waret Ihr denn zugethan? Wohl gar der Malerei?“

Der Bürgermeister hustete verlegen, dann versetzte er:

„O nein, ich gehörte den niederen Künsten an.“

„Wie meint Ihr das? Ihr waret doch am Ende nicht gar ein Gaukler?“

„Behlüte Gott, Herr Feldmarschall.“

„Ei nun, was waret Ihr denn?“

„Ich hatte mich der Kunst, Kleider anzufertigen gewidmet.“

„Also ein Schneiderlein waret Ihr!“ rief Derfflinger und lachte aus Herzensgrunde. „Nun seht einmal an, das trifft sich ja herrlich, ich habe nämlich meine Carrière auch als Schneider angefangen.“

„O, Ihr spaßet wohl, Herr Feldmarschall,“ meinte der Bürgermeister.

„Nicht doch, es ist mein heiliger Ernst. Ich war ein Schneibergeselle, hatte aber an meiner Kunst, um Euern Ausdruck zu gebrauchen, kein rechtes Vergnügen, wollte vielmehr ein Kriegsmann, und, wenn möglich, ein Reitergeneral werden.“

Der Bürgermeister blickte den Alten, in dessen Gesicht es eigentümlich zuckte, verstohlen an, und sagte dann:

„Ei, da hattet Ihr auch ganz recht, Herr Feldmarschall.“

„Ihr habt gut reden, lieber Buzengeiger, . . . nicht wahr, so lautet Euer Name? . . . Als ich aber einst mit einem andern Schneibergesellen von meinem Plane sprach, ward ich von diesem verhöhnt und verspottet.“

Das Bürgermeisterlein war bei diesen Worten freideckel im Gesicht geworden, Derfflinger sah ihm fest in's Auge und lächelte.

„Ich lag damals in einem Wirtshaus an der Heerstraße auf der Stren und vermochte nicht einzuschlafen, und wälzte mich unruhig hin und her, worüber mein Kamerad aufgebracht wurde, da er insofgedessen ebenfalls nicht einschlafen konnte.“

Der Bürgermeister wich vor dem Alten wie vor einem Gespenst zurück, starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an und stammelte mehrere Male hinter einander: „Ach Herrjeses, ach Herrjeses!“

„Was ist Euch denn, mein lieber Buzengeiger, . . . gelt, so lautet Euer Name? Ihr seht ja so weiß aus, wie ein Mehlsack!“

„Ach, du grundgütiger Himmel,“ barmte das Bürgermeisterlein, „wer hätte das auch gedacht! O, o, Herr Feldmarschall, übet Gnade, . . . Herrjeses, Herrjeses!“

Nur mit Mühe vermochte Derfflinger das Lachen

zurück zu halten, indem er fragte: „Kennt Ihr etwa die Geschichte?“

„Ach Gott ja,“ pläzte zitternd und bebend das Männchen heraus.

„Ei, so erzählt sie zu Ende,“ rief Derfflinger lustig, „’s ist mir durch die Länge der Zeit so Manches davon entfallen.“

„Es wird mir wohl auch so gehen,“ meinte kleinlaut der gequälte Bürgermeister.

„Was der Eine nicht mehr weiß, weiß dann der Andere,“ lachte Derfflinger, „ich will Euch schon einhelfen. Also, fanget an, wir blieben stehen, wo ich meinem Schlafkameraden gesagt, daß ich gar gern ein Reitergeneral werden möchte. Was erwiderte darauf hin das andere Schneiderlein, dessen Name, glaube ich, . . . Buzengeiger lautete, — nun, Herr Bürgermeister?“

Der Letztere schluckte ganz gewaltig in seiner Angst und schnitt erschreckliche Grimassen, endlich druckte er:

„Der abscheuliche Schneidergeselle sagte — — er glaube nicht, daß es Euch gelingen werde, ein Reitergeneral zu werden.“

„O nein,“ versetzte kopfschüttelnd Derfflinger, „so lauteten seine Worte nicht. Ei, Herr Bürgermeister, verstellt Euch nicht, sondern gebt der Wahrheit die Ehre. Der Schneidergeselle sagte: Ach was, ein Lum — na, Bürgermeisterlein, vorwärts, — ein Lum . . .“

„ . . . pen,“ stotterte der Andere, während Derfflinger vollendete:

„ . . . kerl magst du werden, aber kein General.“

„Hätte ich das wirklich gesagt?“ fuhr der Bürgermeister heraus. Jetzt vermochte sich der alte Feldmarschall nicht länger des Lachens zu enthalten und er lachte so laut, daß die Fensterscheiben zitterten.

Der Bürgermeister aber fiel ihm zu Füßen und flehte

um Gnade, indem er rief: „Ach, hochverehrter Herr Feldmarschall, hätte ich damals nur eine Ahnung davon gehabt, ich würde gewiß und wahrhaftig so etwas Ehrenrühriges nicht gesagt haben.“

„Deine Reue kommt zu spät,“ lachte Derfflinger noch immer, „jetzt habe ich dich, du mußt mir Genugthuung geben.“

„Ach du Grundgütiger,“ barmte das Männchen, „nur nicht schießen.“

„Nein das nicht,“ entgegnete der Alte, „aber in deinem Hause mußt du mich über Nacht behalten.“

Der Bürgermeister faltete die Hände und sah seinen ehemaligen Kameraden verblüfft an, Derfflinger aber eilte auf ihn zu, schloß ihn in die Arme und klopfte ihn treuherzig auf die Schulter.

„Glaubst du denn wirklich, du närrischer Kauz,“ rief er lustig, „daß ich dir den Lumpenkerl übel genommen? Ich bin er ja nicht geworden und freue mich vielmehr, einen alten Kameraden wieder gefunden zu haben. Wir wollten heute einmal lustig sein, wie die Schneider. Geld, ich darf bei dir wohnen?“

„Ach, Herr Feldmarschall,“ rief lachend und weinend zu gleicher Zeit der Bürgermeister, „wie verdiene ich so viel Gnade!“

„Jetzt mach' keine Geschichten,“ lachte der alte Haubegen, „und nenne mich hübsch du, wie ich es mit dir thue. Aber zu essen mußt du mir auch geben.“

„Alles steht zu Eur . . . deinen Diensten,“ entgegnete der Kamerad in seliger Freude, „Alles, was meine Küche zu bieten vermag: Schinken, geräucherte Würste, Fische und Krebse.“

„Recht so, Alter, und ich habe guten Rheinwein bei mir, die einzige Errungenschaft aus dem Feldzug gegen die verwetterten Franzosen. Bereite Alles vor, zu Mittag

kehre ich bei dir ein, jetzt aber muß ich zu meinem gnädigen Kurfürsten."

Nach diesen Worten drückte er den vor lauter Lust und Bönne zappelnden Bürgermeister noch einmal an sich und machte sich dann auf den Weg. Er war aber noch keine zehn Schritte weit gekommen, als er wieder umkehrte und rief:

"Besser noch einmal, da hätte ich bald die Hauptsache vergessen, wegen welcher ich dich eigentlich aufgesucht habe. Trage mir ja dafür Sorge, daß unsere braven Truppen von der Einwohnerschaft gut gepflegt werden, denn sie haben's bei Gott verdient."

"Sorge nicht, lieber guter Herr Feldmarschall," entgegnete der Bürgermeister, "sie sollen aufgehoben sein, wie in Abraham's Schoß. Ist doch die Bürgerschaft froh, daß Ihr uns von dem Joche der Schweden befreit habt."

"Also denn, mit Gott, auf Wiedersehen!" gab Derfflinger zurück und eilte in's Quartier des Kurfürsten, bei dem er den schwedischen Obersten vorfand.

"Da habe ich schöne Geschichten vernommen," rief Friedrich Wilhelm seinem Feldmarschall entgegen. "Der Wangelin hat, da ich ihm sein Leben gesichert, eine umfassende Beichte abgelegt."

"Nun?" stieß Derfflinger in gespannter Ungeduld hervor.

"Weißt du, wo der Halunke weist, der dem Schweden den Impuls gegeben, in unser Land einzubrechen? In meiner Hauptstadt, in Berlin."

Der alte Feldmarschall war sprachlos.

"Und weißt du ferner, wer es ist? Der reiche Handels-herr Schmalz."

Derfflinger schrie laut auf.

"Aber ich will mit dem Schurken furchtbar in's Gericht gehen, wenn ich wieder nach Hause komme!" rief der Kur-

fürst leidenschaftlich bewegt. „Daß er mir nicht entwischt, dafür will ich schon Sorge tragen.“

„So habe ich doch recht gehabt,“ sagte der alte Haudegen wie für sich, „der elende Wicht entgeht dem Stricke nicht.“

Hierauf erzählte er dem Kurfürsten, was er aus der Vergangenheit des vaterlandsverrätherischen Handels Herrn wußte.

„Wir wollen uns jetzt mit dem Wichte nicht weiter aufhalten,“ bemerkte der Kurfürst, es gibt andere, wichtigere Sachen. Der Feldmarschall Wrangel steht mit einem Theile der Schweden zu Havelberg, die Hauptmacht aber ist bei Brandenburg versammelt. Durch die Ueberumpelung Rathenow's haben wir beide Theile getrennt. Ich warte nur auf das Eintreffen unserer Infanterie, welcher ich Befehl zugesandt habe, ihren Vormarsch zu beschleunigen, — dann wollen wir unsern Vorteil weiter verfolgen. Wenn es Gottes Wille ist, führen wir in nächster Zeit einen entscheidenden Hauptschlag.“

„Recht so, Durchlaucht,“ entgegnete kampfbegeistert Derfflinger, „die Schweden sollen die Faust der Brandenburger fühlen, daß ihnen der Gedanke an's Wiederkommen für immer vergeht.“

„Gestatten mir, Ew. Durchlaucht,“ bat Wangelin, „mich zurückziehen zu dürfen; die Unterhaltung thut meinem Herzen wehe.“

„Das glaube ich gern,“ meinte Derfflinger und übergab einem herbeigerufenen Offizier den schwedischen Oberst in Gewahrsam.

Der Gefangene hatte sich kaum entfernt, als es schüchtern an der Thüre klopfte.

„Herein,“ rief der Kurfürst, und herein trat ein kleines, hageres Männchen, das sehr elend aus sah und sich nur mühsam auf den Beinen zu halten vermochte.

„Der Landrat!“ riefen der Kurfürst und Derfflinger wie aus einem Munde.

„Ja, ich bin's“, begann der Eingetretene mit matter Stimme; „verzeihen mir, Ew. Durchlaucht, daß ich nicht früher gekommen bin, allein mir war und ist noch herzlich schlecht zu Mute.“

„Das kann ich mir denken,“ meinte Derfflinger trocken.

„In meinem ganzen Leben mache ich so ein Trinkgelage nicht wieder mit und wenn das Vaterland in noch zehnmal größerer Gefahr schwebt. Dieser furchtbare Schwindel, diese Uebelleiten, — ach!“

Der Landrat schüttelte sich.

„Ich bin Euch, lieber Briest, zu großem Danke verpflichtet,“ sagte lächelnd der Kurfürst, „ich werde Euer gedenken.“

„O bitte, Kurfürstliche Gnaden,“ versetzte der Landrat, „ich that es ja für's Vaterland und beanspruche keine weitere Gunst, als jetzt mich ein wenig niedersetzen zu dürfen. Es dreht sich mit mir Alles rund herum.“

„Na,“ bemerkte Derfflinger, „Ihr mögt wacker getrunken haben. Wie seid Ihr denn eigentlich nach Hause gekommen?“

„Das weiß ich nicht,“ gab Briest mit gesenktem Kopfe zur Antwort, „ich schlief im Rathhause ein und als ich wieder erwachte, lag ich im Bett. Ach, mir ist entsetzlich elend zu Mute.“

Der Kurfürst wollte etwas erwidern, als ein Kurier eintrat und die Nachricht brachte, daß die Schweden aus ihrem Lager bei Brandenburg aufgebrochen seien und seitwärts über Barnowitz in der Richtung nach Fehrbellin abzögen, wahrscheinlich um ihre Vereinigung mit Wrangel zu bewerkstelligen.

„Das darf nicht sein,“ protestierte Derfflinger, „der

Rückzug muß ihnen abgeschnitten werden, koste es, was es wolle."

"Nur ruhig, lieber Alter," sagte der Kurfürst und gab Befehl, den Obersten von Laroche zu rufen. Bis zu dessen Eintreffen beriet er sich mit Derfflinger, nachdem er zuvor dem Landrat von Briest die Erlaubnis erteilt, sich entfernen zu dürfen.

"Ich hoffe Euch in einigen Stunden wiederzusehen," äußerte Friedrich Wilhelm zu ihm, "denn so lange wird mein Aufenthalt hier wohl noch dauern."

Als der Oberst erschien, erhielt er von Derfflinger den Befehl, mit einem Teile seiner Leute gegen Havelberg vorzugehen, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten.

"Das Fußvolk," ergänzte der Kurfürst, "hält Rathenow bis auf Weiteres noch besetzt, wir dagegen folgen mit der gesamten Reiterei den Schweden in der Richtung von Barnewitz nach Nauen nach."

Nachdem Derfflinger seine Befehle erteilt, eilte er zu dem Bürgermeister und nahm in dessen Hause in aller Eile ein Frühstück ein, um seinen alten Kameraden, wie er sagte, nicht zu beleidigen. Das halbe Stündchen, das der alte Haubegen sich dazu vergönnnte, ging schnell vorüber. Beim Abschiede sagte Derfflinger zu seinem Wirte: "Wir wollen von der Vergangenheit plaudern, wenn wir mehr Zeit haben. Besuche mich daher bald einmal in Berlin oder auf meinem Gute Gufow. Es wird dir bei mir gefallen."

Noch ein Händedruck und die beiden Männer schieden voneinander.

In den Straßen herrschte reges Leben. Signale ertönten, Kuriere sprengten hin und her, Dragoner zogen nach ihrem Sammelplatze.

Als Derfflinger vor dem Quartier des Kurfürsten anlangte, fand er diesen bereits hoch zu Ross sitzen.

„Schnell, schnell, lieber Alter,“ rief der gütige Fürst ihm freundlich entgegen, „es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen.“

„Bin bereit, Kurfürstliche Gnaden, habe nur für unsern guten Landrat ein kleines Andenken eingekauft. Ist er nicht zur Stelle?“

„Doch,“ entgegnete der Kurfürst und wies auf den kleinen Mann, der sich bescheiden zurückgezogen hatte.

„Nun, wie stehts,“ erkundigte sich der alte Haubegen bei ihm, „ist's noch nicht besser?“

„Im Hirn sieht's noch funterbunt aus,“ lautete die Antwort, „dagegen ist im Herzen wieder Freude eingezogen, seit mich mein hoher Herr so gnädig ausgezeichnet hat.“

Bei diesen Worten zeigte der Landrat auf seine Brust, welche mit dem Kurfürstlichen Hausorden beforiert war.

„Das ist recht,“ rief Derfflinger hoch erfreut, „Ihr habt die Auszeichnung redlich verdient. Mein Geschenk kann gegen diese fürstliche Huld allerdings nicht aufkommen. Indessen nehmt mit dem Wenigen vorlieb.“

Bei diesen Worten händigte Derfflinger dem überraschten Landrat ein kleines Paket ein und fuhr in seiner Rede weiter fort:

„Es ist ein Talisman. Solltet Ihr jemals in Eurem Leben wieder einen Klagenjammer bekommen, so erinnert Euch dieser Gabe. Sie wird stets Euer Retter sein.“

Gleich darauf setzte sich der kriegerische Zug in Bewegung und binnen wenigen Augenblicken waren der Kurfürst und sein Feldmarschall verschwunden.

Der Landrat aber eilte in Sturmeschritten nach Hause und öffnete neugierig und hastig das Paket, dem er ein Papier nach dem andern entnahm, bis endlich die letzte Hülle fiel, — da schrie der kleine Mann zornig auf,

denn in seiner Hand befand sich ... ein Håring von ausgesuchter Größe.

Das war der Talisman, der ihn künftig gegen Kagenjammer schützen sollte.

### Sechstes Kapitel.

Der große Kurfürst und sein Feldmarschall  
in der Schlacht bei Fehrbellin.

Der Morgen des siebenzehnten Juni graute, als Friedrich Wilhelm mit seiner Reiterschar bei dem Marktsflecken Nauen anlangte und auf die Nachhut des Feindes stieß.

Die tapfern Dragoner warfen sich in wuchtigem Anprall auf den Gegner und sprengten seine Reihen. Ein großer Teil der Nachhut ward gefangen, während sich der Rest zu dem schwedischen Hauptkorps flüchtete, welches jenseits des Wassers in guter Ordnung und des Angriffs gewärtig sich aufgestellt hatte.

Einige Kanonenschüsse, die auf beiden Seiten fielen, bildeten den gegenseitigen Morgengruß.

Nachdem sich der Kurfürst von der günstigen Position des Feindes überzeugt, gab er strenge Weisung, keinerlei Angriff zu wagen.

„Wir müssen warten, bis die Infanterie anlangt,“ äußerte er zu den Generalen und sandte verschiedene Kurire nach den Regimentern aus.

„Könnten wir die Zeit bis zur Ankunft des Fußvolks denn nicht wenigstens auf andere Weise benutzen?“ meinte Derfflinger, dem das Zuwarten angesichts des Feindes widerwärtig war.

„Sagt Eure Meinung, Alter,“ entgegnete Friedrich Wilhelm.

„Daß der Feind seine Hauptmacht bei Fehrbellin zu sammeln gedenkt, darüber kann kein Zweifel mehr obwalten,“ begann der Feldmarschall. „Wie wär's, wenn Kurfürstliche Gnaden fliegende Kolonnen auf den Rückzugsweg des Gegners voraus schickten, um alle Brücken, insonderheit die über die Rhin bei Fehrbellin, zu verderben?“

Der Kurfürst ging sofort auf den Vorschlag ein und alsbald führten drei Streifpatrouillen, von Jägern geleitet, welche mit der Vertlichkeit vertraut waren, den schwierigen Befehl zur größten Zufriedenheit aus. Auf dem Rückwege stellte sich ihnen zwar eine überlegene feindliche Schar entgegen, allein sie ward energisch zurückgeschlagen und die ausgesandten Dragoner kamen glücklich im Kurfürstlichen Lager wieder an.

Währenddem hatte Friedrich Wilhelm die Nachricht empfangen, daß der gegen Havelberg vorgeschickte Oberst von Baroche aus einem Scharmügel ebenfalls siegreich hervorgegangen war. Somit ging Alles nach Wunsch, und der Kurfürst hoffte die Schweden festzuhalten, bis sein Fußvolt eintraf.

Diese Hoffnung erwies sich jedoch nur zu bald als irrig, denn noch in der Nacht vom siebenzehnten auf den achtzehnten Juni ging die Meldung ein, daß der Feind seine gute Stellung verlassen habe und eiligst nach Fehrbellin ziehe.

Diese Nachricht alarmierte das gesamte brandenburgische Lager. Der Generalstab versammelte sich bei Fackelschein vor dem Zelte des Kurfürsten, um seine weiteren Befehle entgegen zu nehmen.

Derfflinger zog ein mehr als verdrießliches Gesicht und rief polsternd aus:





„Der Aufbruch des Feindes war voranzusehen, — d'reinschlagen, ohne viel zu fragen und zu denken, das wäre das Vernünftigste gewesen. Wetter noch einmal ich bin sehr ärgerlich!“

Der Kurfürst beachtete diesen Einwurf, welcher für ihn einen indirekten Tadel enthielt, in keiner Weise, sondern wandte sich an den jungen Landgrafen von Hessen-Homburg, indem er zu ihm sagte:

„Es gilt vor allen Dingen, die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren. Zu diesem Zwecke erteile ich Euch den Befehl, mit sechszehnhundert Reitern voraus zu eilen und den Feind aufzuhalten, ohne jedoch früher ein Gefecht zu beginnen, ehe nicht die übrigen Truppen nachgerückt sind.“

„Gott sei Dank, daß mir der Austrag nicht geworden ist,“ brummte Derfflinger vor sich hin, „ich schlage die Schweden zusammen, wo ich sie fände.“

Friedrich Wilhelm warf seinem Feldmarschall einen verweisenden Blick zu und wiederholte noch einmal seinen strengen Befehl, sich in kein vorzeitiges Gefecht einzulassen. Hierauf entließ er den Landgrafen, welcher alsbald in vollem Trabe mit seiner Mannschaft den Schweden nachsetzte.

Trotzdem ward er erst am nächsten Morgen des Feindes ansichtig.

Die schwedischen Truppen hatten die Engwege schon zurückgelegt und rückten auf freiem Felde gegen Fehrbellin vor, das Gepäc voran, das Fußvolf hinten drein.

Da sie indessen von dem Landgrafen hart gebrängt wurden und von der Zerstörung der Brücke bei Fehrbellin benachrichtigt worden waren, so faßten sie — in der Ueberzeugung, eine Schlacht nicht mehr vermeiden zu können — eine Stunde vor Fehrbellin zwischen den Dörfern Havelberg und Tornow festen Fuß. Vor ihrer

Fronte breitete sich die weite Ebene aus, gegen den linken Flügel zu erhob sich eine Anhöhe, welche sie sofort mit Geschützen besetzten, während der rechte Flügel sich an die zerstörte Brücke von Fehrbellin anlehnte.

In dieser Stellung erwarteten sie mit großer Standhaftigkeit den Angriff. —

Wir aber lehren vorläufig in das brandenburg'sche Lager wieder zurück.

Noch war der feurige Sonnenball im Osten kaum aufgegangen, noch lag über der gesamten Natur nächtliche Ruhe und Stille, da rief Friedrich Wilhelm bereits seine Krieger um sich, um mit ihnen vereint zu beten und Gott um Schutz und Hilfe anzuflehen, denn er ahnte wohl den heißen Tag, der heute für ihn und seine Truppen kommen sollte.

Der Gottesdienst war vorüber und die Mannschaften machten sich an's Abkochen, die höheren Offiziere dagegen begaben sich zum Kurfürsten, welcher sie zu einem Kriegsrath zusammenberufen hatte.

Friedrich Wilhelm schaute sehr ernst aus und nicht minder Derfflinger, welcher während der ganzen Nacht nicht von der Seite seines Fürsten gewichen war.

Der Kurfürst begann:

„Meine Generale! — Ihr Alle werdet mit mir die hohe Bedeutung dieser Stunde heraus empfinden. Mein Entschluß ist gefaßt, dennoch will ich nicht handeln, ohne zuvor Euere Meinung vernommen zu haben, und so frage ich Euch denn: dünkt es Euch ratsam, jetzt, wo das Fußvolk noch zehn Meilen entfernt ist, jedes Zögern aber dem Feinde die Fortsetzung seines Rückzugs ermöglicht, ungesäumt mit der Reiterei den Angriff zu wagen?“

Eine lautlose Stille folgte dieser bedeutungsschweren Frage. Man blickte sich gegenseitig verlegen an, bis Derfflinger endlich dazwischen weiterete, ob der Kurfürst

etwa bis morgen auf Antwort warten sollte. Da trat einer der Generale mit der Aeußerung hervor, das Unternehmen erscheine ihm für 5600 Reiter und wenigcs Feldgeschütz doch ein wenig kühn und gefahrvoll.

„Die Schweden,“ fuhr ein zweiter fort, „haben Alles für sich, nicht nur den Vortheil ihrer Stellung, sondern auch die numerische Ueberzahl.“

Dieser Ansicht traten die meisten Generale und Stabsoffiziere bei und man fand einen Angriff unstatthaft und aller Erfahrung und Regel des Krieges zuwider. Der Schluß war, daß dem Kurfürsten von dem Wagnis ernstlich abgeraten wurde, solange nicht das Fußvolf zur Stelle sei.

Derfflinger's Gesicht glühte pupurfarben und seine Augen schossen Blitze, schon wollte er losbrechen, als er sich durch den Kurfürsten daran gehindert sah, welcher jetzt das Wort ergriff und sagte:

„Gestattet mir eine Entgegnung, meine Generale. Bedenkt, daß auch der Feind seine Stärke nicht beisammen hat, daß er — und das ist jedenfalls nicht zu unterschätzen — seines berühmten Feldherrn, der in Havelberg abgeschnitten ist, entbehrt und sich bereits zur Flucht wendet.“

„Ach was,“ pläzte jetzt Derfflinger heraus, „eine so gute Gelegenheit zum Schlagen kehrt nie wieder, und überhaupt gestattet die Lage des Vaterlands keinerlei Wahl, jeder Augenblick, den man unthätig vorüber gehen läßt, bringt nur größere Schwierigkeiten. D'reinschlagen, das ist das Beste, — es wäre ein unauslöschlicher Schimpf für die brandenburg'sche Armee, wenn sie die vermaledeiten Schweden noch länger in der Mark dulden wollte. Hant sie zusammen, gleich, auf der Stelle, — Ihr könnt nichts Besseres thun!“

„Allerdings, meine Generale,“ rief der Kurfürst be-

geistert aus, „unser Derfflinger hat recht. Heute gilt es, zu siegen oder zu sterben! Von der Tapferkeit meiner getreuen Truppen darf ich mit Recht das Außerordentlichste erwarten, und darum rufe ich Euch zu: Folgt mir getrost und ich will Euch freudig mit Gott zur Schlacht führen!“

„Habt Courage!“ wetterte Derfflinger, „haut die Schweden zusammen, oder schießt Euch eine Kugel vor den Kopf!“

In demselben Augenblicke ertönte entfernter Kanonendonner.

„Was ist das?“ rief der Kurfürst, und Alles lauschte gespannt.

Bum! — Bum! — Bum! donnerte es abermals, diesmal womöglich noch stärker als vorhin.

„Mir scheint,“ sagte Derfflinger nicht ohne Schadenfreude, „es ist schon losgegangen. Um so besser, das erspart uns die Wahl.“

Eine kleine halbe Stunde mochte vergangen sein, da sprengte auf schweißbedecktem Rosse ein Kurier in's Lager und vor des Kurfürsten Zelt.

„Was ist geschehen?“ rief ihm Alles entgegen.

„Der Landgraf von Hessen-Homburg,“ antwortete atemlos der Reitersmann, „hat, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgerissen von ungestümer Leidenschaft, die Schweden angegriffen.“

Ein Ruf des allgemeinen Staunens folgte.

Friedrich Wilhelm war anfangs sprachlos vor Zorn, erst ganz allmählich legte sich seine Aufregung und er sagte:

„Befolgt der Landgraf so schlecht die Befehle seines Herrn? Wahrlich, so soll er auch die Schwere der Strafe fühlen.“ Dann wandte er sich an den Kurier, ihn nach dem Stande des Gefechts fragend.

Die Ordonanz zuckte die Achseln und antwortete:

„Anfangs brang der Landgraf siegreich vor, bald aber fand er sich gegen die gesamte Macht der Schweden im Kampf. Trotz tapfern Widerstands ist er dem Gegner nicht gewachsen, und mit seiner Mannschaft unrettbar verloren, wenn nicht schleunige Hilfe naht.“

„Nun, Generale,“ polterte Derfflinger, „könnt Ihr noch zaudern?“

„Nein, nein,“ riefen alle leidenschaftlich bewegt, „auf, und dem Feinde entgegen!“

Im nächsten Augenblick schon ertönten die Alarmsignale des Generalmarsches und wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Reihen der Mannschaften: „Der junge Heißsporn von Hessen-Homburg hat die Schweden angegriffen!“

In wilder Eile rannte Alles durcheinander, bis endlich in das wüste Chaos Ordnung kam und die Schwadronen sich aufstellten.

Nach einer halben Stunde war Alles zum Abmarsch bereit und wartete nur noch auf den Befehl des Kurfürsten.

Wo weilte er?

Er hatte sich zurückgezogen, um noch einmal in stillem Gebet zu seinem Gott zu sprechen und dessen Segen zu ersehen.

„Du weißt es am besten, Vater im Himmel, daß ich nicht um des Ruhmes willen fechte, denn niederer Ehrgeiz ist meiner Seele fremd, — Du durchschaust mein Herz und weißt, wie gern ich in Frieden leben und den Wohlstand meines Landes fördern möchte! Allein mein Volk und ich sind heimtückisch angegriffen, unsere Saaten und Felber in wilder Rohheit zerstört worden, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als mit dem Schwerte in der Hand mir

Genugthuung zu verschaffen. Darum segne unsere Waffen, Vater im Himmel, und laß uns siegen! Amen."

Das letzte Wort war kaum verklungen, als Derfflinger zum Kurfürsten trat.

"Wir sind marschbereit, Kurfürstliche Gnaden, — es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen. Zuvor nahe ich mich Ew. Durchlaucht aber noch mit einer Bitte."

"Sprich, lieber Alter."

"Geht nicht mit dem armen Landgrafen in ein allzu strenges Gericht, bedenkt seine Jugend und seinen Heldennut."

"Er hat meine Befehle nicht geachtet," versetzte ruhig aber bestimmt der Kurfürst, "somit kann ich ihn nur begnadigen, wenn der Sieg sich uns zuneigt. Der glückliche Ausgang der Schlacht steht aber bei Gott."

"Nun denn," meinte Derfflinger, "so ist mein Herz beruhigt, denn ich bin gewiß, der Herrgott wird mit uns sein."

"Jetzt wollen wir indessen nicht länger mehr säumen," sagte der Kurfürst und rief nach seinem Stallmeister Frobenius, ihm Befehl erteilend, seinen Lieblingsstallpferd vorzuführen.

Nachdem dies geschehen, bestieg Friedrich Wilhelm das schnaubende Roß, sprengte an die Spitze seiner Truppen und rief mit weithinschallender Stimme:

"In Carrière — vorwärts!"

Die gesamte Reiterschar setzte sich in Bewegung und bald war nichts mehr von ihr zu sehen, als eine riesengroße Staubwolke, die sich über die Ebene hinzog.

Fast eine Meile ward in vollem Rennen zurückgelegt, bis man den Feind vor sich hatte. Kaum hatte der letztere die in Sturm anrückende Reiterschar bemerkt, als er sofort seine auf der Anhöhe postierten Geschütze gegen sie richten ließ, um ihre Aufstellung zu verhindern.

„Den Spaß wollen wir dem Schwedenvolke denn doch verderben,“ wetterte Derfflinger, dessen Scharfblick einen Sandhügel gewahrte, den der Feind zu besetzen versäumt hatte. „Mir nach!“ rief der Alte seinem Dragonerregiment zu, und noch ehe die Schweden es hindern konnten, war die Anhöhe gewonnen und bald schlug von dorthier das brandenburg'sche Geschütz verheerend in die Reihen des schwedischen Fußvolks.

Währenddem war der Kurfürst mit den übrigen Truppen auf den linken Flügel geeilt, wo der Landgraf von Hessen-Homburg verzweifeln gegen die feindliche Uebermacht focht. An der Spitze einiger Schwadronen, die er mit mutigen Worten angespornt, stürzte Friedrich Wilhelm auf die schwedische Reiterei und warf sie zurück.

Der Gegner aber richtete seine Geschütze auf die Verfolgenden und bald sausten die Verderben bringenden Kugeln um das Haupt des Kurfürsten.

„Vorwärts!“ rief der unerschrockene Held seinen Truppen zu, „nicht zurück gewichen!“ und schon gab er dem Schimmel die Sporen, um mit hochgehobenem Schwerte, das in der Sonne blinkte, gegen den Feind anzustürmen, als plötzlich eine Hand die Zügel des Rosses ergriff.

Betroffen wandte sich Friedrich Wilhelm um und blickte in das Gesicht seines Stallmeisters, der zu Pferde dicht neben ihm hielt.

„Durchlaucht,“ rief Frobenius, „Ihr müßt absteigen und ein anderes Roß besteigen. Der Feind weiß, daß Ihr den Schimmel reitet, darum fliegen auch alle Kugeln nach dem Schimmel hin.“

„Mögen sie es, Froben, — mich schützt Gott!“ Und abermals hob der Kurfürst das Schwert und wollte vorwärts sprengen, allein die Hand des Stallmeisters hielt krampfhaft die Zügel des Schimmels fest.

„Nein, Durchlaucht, Ihr dürft nicht mit der Gefahr

spielen. Im Namen Eures Landes, Eurer Familie beschwöre ich Euch, nehmt meinen Braunen und gebt mir den Schimmel."

"Laß mein Pferd los, Verwegener, und halte mich nicht länger zurück!" brauste der Kurfürst auf und sein flammendes Auge schleuderte Blitze des Zornes auf den Stallmeister, allein auch dieser antwortete mit einem trotzigen Blick und rief mit mutvoller Entschlossenheit:

"Ich lasse Euch nicht los, Durchlaucht, Ihr mühtet mir denn die Hand abhauen." Dabei schwang er sich gleichzeitig von seinem Pferde herunter, hielt mit der Linken dessen Zügel, während seine Rechte jene des Schimmels noch fester packte.

Die Kanonen donnerten, die Kugeln flogen und piffen dicht umher.

"Herr Kurfürst," rief Frobenius verzweiflungsvoll, „zum letzten Mal sage ich's Euch im Guten: herunter von Eurem Schimmel und auf meinen Braunen hinauf! Macht mich nicht toll, sondern gehorcht!"

Ueberrascht blickte Friedrich Wilhelm den kühnen Sprecher an. „Ihr seid nicht recht bei Sinnen," murmelte er, „nur um Euch los zu werden, will ich Euch den Willen thun."

Der Kurfürst hob sich im Sattel, machte sich von den Steigbügeln frei und schwang sich hinüber auf das braune Pferd des Stallmeisters.

"Das vergelte Euch Gott," rief, jauchzend vor Freude, der brave Mann und bestieg eilig den Schimmel. Kaum hatte er sich darauf aber zurechtgesetzt, da zischte, blitzte und rauschte es in der Luft, — ein dumpfer Schall — — ein gellender Todeschrei — — und von einer Stiefelkugel getroffen, sank der ehrliche Frobenius mit zerschmettertem Haupte an der Seite des Kurfürsten nieder.

"Ja, mein Herr und Vater," betete Friedrich Wilhelm,

inbrünstig, „jetzt weiß ich es, Du bist mit mir! Guter lieber, treuer Frobenius, — leb wohl, ich dank Dir, und sei gewiß, ich werde Dich zu rächen wissen!“

Noch einen letzten, schmerzlichen Blick warf der Kurfürst auf den Gefallenen, dann sprengte er in das Schlachtgewühl. Eine namenlose Wut bemächtigte sich seiner und, keine Gefahr mehr achtend, eilte er mitten unter die feindlichen Scharen.

„Hei! Hei!“ riefen die Schweden rings um ihn her, „das ist der Kurfürst, der Anführer der Brandenburger, — hussah, bringt gegen ihn an!“

„Jawohl, Ihr Mordbrenner,“ donnerte Friedrich Wilhelm's Löwenstimme, „ich bin der Anführer der tapferen Brandenburger! Kommt nur heran!“ und tausend schwirrte seine Klinge durch die Luft und mähte die Köpfe der ihn umringenden Schweden. Heulend und vor Wut brüllend wichen sie zurück, allein die geschlagene Reiterei fand bei ihrem Fußvolke Schutz und neue Scharen stürmten vor. Im Nu war der Kurfürst von den wütenden Feinden umringt und von seinen Mannschaften abgeschnitten.

„Allmächtiger,“ ertönte es schmerzlich von seinen Lippen, „ich bin verloren!“

Mit dem letzten Aufwande seiner Kraft hieb er nach allen Seiten um sich, schon begann sein Arm lahm zu werden, schon senkte sich sein Schwert, da schrie es plötzlich in seiner Nähe: „Dort ist der Kurfürst! Auf, — rettet ihn!“

Und mitten hinein in das Gewühl des Feindes sprengte ein Heldengreis, mit langem, weißen, flatternden Haare, aber mit einem Jünglingsfeuer in seinen Blicken, — und hinter ihm folgte eine halbe Schwadron Dragoner. Mit gezücktem Schwerte machte der Alte sich Bahn, links und rechts fielen die Feinde unter seinen Streichen nieder, bis endlich der Kurfürst gerettet war.

Und er schämte sich der Thränen nicht, die über seine Wangen rannen, als er seinem alten Feldmarschall in herzinniger Dankbarkeit an die Brust sank.

Aus den Reihen der Dragoner aber schmetterte ein hochbegeistertes:

„Hurrah! Es lebe unser Kurfürst!“ in die frische Morgenluft. Die brandenburg'schen Regimenter sammelten sich auf's Neue, denn der Feind ging noch einmal tapfer vor, um das brandenburg'sche Geschütz zu erobern, das vom Sandhügel herab in ungeschwächter Kraft Tod und Verderben in die Reihen der schwedischen Truppen spie.

In verzweifeltm Anprall stürmte der Gegner vor, und heulend wich er wieder zurück. Ein zweites und ein drittes Mal wagte er den Angriff, allein ohne jeglichen Erfolg. Da endlich neigte sich beim vierten Anstürmen der Sieg scheinbar auf seine Seite, schon war er in der Nähe des Geschützes angelangt und schon stieß er sein Sieg verkündendes „Huffah!“ aus, da stürzten der Kurfürst und sein Feldmarschall an der Spitze ihrer Regimenter den Hügel herab und hielten furchtbares Geräch.

Wütendes Geschrei und Todesgeheul, Kanonendonner und Klirren der Schwerter, — das sind die Töne, welche, zu einem allgemeinen betäubenden Getöse verschmolzen, sich über die weite Ebene fortpflanzen; Ströme von Blut fließen den Hügel hinab und färben die am Fuße desselben liegenden Toten und Verwundeten, über welche rastlos weiter die wilde Jagd geht. Der Brandenburger kennt jetzt keine Gnade, kein Erbarmen, und noch ist keine halbe Stunde vergangen, da haben die Sieger zwei schwedische Regimenter, das Leibregiment und das ostgotländische, vollständig zusammengehauen und vernichtet.

Der Feind hielt nicht länger mehr stand.

„Rette sich, wer kann!“ freischte es in seinen Reihen, welche auseinanderstoben, und in wilder Flucht wälzte sich

der Knäuel Fehrbellin zu, um dort hinter festen Mauern Schutz zu suchen.

Der Sieg war gewonnen! Der alte Herrgott hatte das Gebet des Kurfürsten erhört! Die Schweden waren total geschlagen, und die Brandenburger hatten Rache genommen für all' die Schandthaten, welche die Räuber in den Marken verübt.

Der alte Derfflinger gab sich indessen mit diesem Erfolg noch nicht zufrieden, sondern äußerte vielmehr: „Der Schwede hat wie ein Kanibale gewüthet und sollte jetzt nicht in Fehrbellin sicher und ruhig ausruhen. Wenn es nach mir ginge, dürfte kein einziger Schwede lebendig davonkommen. Darum bitte ich Ew. Durchlaucht um die gnädige Erlaubniß, das Mattenneß, das Fehrbellin, mit meinen Dragonern stürmen zu dürfen.“

„Es ist heute wahrlich genug des Bluts geflossen,“ meinten die Generale, denen der Kurfürst beipflichtete.

„Laß' es sein, lieber Alter,“ versetzte er, „der Sturmangriff würde noch manchem unserer tapfern Soldaten das Leben kosten. Laß die Schweden fliehen, im Gegentheil, man soll dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen, sagt das Sprichwort.“

„Ei, Kurfürstliche Gnaden,“ rief Derfflinger verbrießlich, „das Sprichwort sagt auch: Mit den Eiern in die Pfanne, ehe Küchlein daraus kommen! Und damit halte ich's.“

Da der alte Haudegen nicht loßer ließ, so erhielt er endlich die Erlaubniß, mit vierhundert Reitern den flüchtigen Feind zu verfolgen.

Mit dieser kleinen Mannschaft drang er in Fehrbellin ein, wo noch zwei Bataillone Schweden zur Deckung des Rückzuges weilten. Kaum sprengte jedoch der brandenburg'sche Feldmarschall in die Stadt, so flohen sie über die von ihnen

notdürftig wieder hergestellte Brücke und brannten dieselbe hinter sich ab.

Derfflinger aber brachte schleunigst eine neue Brücke zustande, folgte ihnen alsbald nach und nahm den Schweden noch viele Gefangene, zahlreiches Kriegsgeräthe, zweihundert Packwagen und mehrere tausend Stück Vieh ab, das aus dem Lande zusammen getrieben worden war. Ohne Rast und Ruhe setzte der alte Haubegen die Verfolgung weiter fort, indessen der Kurfürst mit der Hauptmacht nachrückte.

Die Schweden suchten in schneller Flucht, auf welcher sie noch eine ansehnliche Zahl Gefangene und Beute einbüßten, über Ruppin nach Mecklenburg zu entkommen, wohin auch Wrangel von Havelberg aus sich gewandt hatte, allein nur 4000 Mann erreichten jenes Ziel, die Mehrheit büßte Leben und Freiheit ein oder ward versprengt.

Wer weiß, wie weit Derfflinger in seinem Feuereifer, den Feind zu verfolgen, gegangen sein würde, hätte ihn nicht der Kurfürst zurückgerufen, welcher bei Neu-Ruppin seine Truppen sammelte.

Der alte Haubegen traf unterwegs mit dem Landgrafen von Hessen-Homburg zusammen, welcher gleichfalls einen Theil der fliehenden Schweden verfolgt hatte. Hand in Hand mit ihm, erschien Derfflinger vor dem Kurfürsten. Der Landgraf senkte seine Blicke und erwartete ruhig und gefaßt seines Fürsten Urtheilspruch.

Friedrich Wilhelm ging auf ihn zu, ließ die Hand auf seine Schulter niedersinken und sagte:

„Prinz! Nach der Strenge der Kriegsgesetze habt Ihr Euer Leben verwirkt, aber der Himmel war barmherzig genug, es zu verhüten, daß der Glanz des 18. Juni durch die Bestrafung eines Helden besetzt werden mußte

der durch seine Tapferkeit zu dem Siege so wesentlich beigetragen!"

Der Landgraf stürzte daraufhin dem edeln Kurfürsten zu Füßen und bedeckte seine Hand mit heißen Dankesküssen. Friedrich Wilhelm wehrte ihn jedoch ab, hob ihn empor und rief: „Nicht so, Prinz! Kommt an meine Brust!"

Dem alten Derfflinger zwinkerte es wundersam im Auge und er brummte vor sich hin: „Ich kannte meines Kurfürsten edles Herz und wußte, daß es so kommen würde. Ich gönne dem Landgrafen sein Glück, er hat es bei Gott verdient. Umarmen hätte Friedrich Wilhelm seinen alten Feldmarschall aber auch können."

Der Kurfürst hatte diese Worte wohl vernommen. Lächelnd trat er an den alten Handegen heran und sagte: „Deinen Willen erfülle ich Dir nicht, alter Trostkopf, aber einen Kuß sollst Du von mir erhalten."

Wetter noch einmal, wie glänzten so plötzlich des Greises Augen, wie strich er so fein säuberlich den weißen Schnurrbart durch die Finger und wie so zärtlich umfakte er seinen Fürsten!

„Bei Gott, Durchlaucht," rief er, nachdem der Kurfürst wieder zurückgetreten war, „so hat mir in meinem ganzen Leben noch kein Kuß gemundet, und ich habe schon eine hübsche Anzahl empfangen!"

„Run, mit Gottes Hilfe," meinte lachend der Kurfürst, „wird es auch nicht der letzte gewesen sein. Morgen fahren wir nach Berlin zurück, da werden dann Weib und Kinder dich küssen und — was gilt die Wette — du wirst recht schön und geduldig herhalten."

„Meiner Seel," meinte feuchten Auges der greise Feldmarschall, „Ew. Durchlaucht haben das Rechte getroffen."

Freude und Fröhlichkeit herrschten im brandenburg'schen Lager bis in die späte Nacht; feierten die tapfern

Scharen ja doch, Dank der Freigebigkeit ihres Kurfürstlichen Herrn, bei Wein und Becherklang den denkwürdigen Sieg, welcher noch bis auf den heutigen Tag in der preussischen Geschichte glänzt und ewig glänzen wird.

Am nächsten Morgen wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten, aber diesmal nicht das Signal zur Schlacht gebend, sondern zum Heimmarsch in die traute Heimat, von der Alle ja so lange entfernt gewesen.

### Siebentes Kapitel.

Wie die Saat, so die Ernte. — Ein glückliches Alter und ein sanfter Tod.

Die Nachrichten von dem siegreichen Vorgehen der Brandenburger riefen in Berlin unermesslichen Jubel hervor. Das Volk zog fröhlich singend durch die Straßen und zuletzt vor's Schloß, daselbst der Kurfürstin seine Huldigung darbringend. Auch an dem Hause Derfflinger's ward Halt gemacht und dem abwesenden Feldmarschall ein donnerndes Hoch ausgebracht, das weithin schallte und selbst von dem reichen Handels Herrn Schmalz gehört wurde, der in hohem Grade mißvergnügt daheim in seinem Schreibzimmer saß.

Er hatte sich die Zukunft ganz anders ausgemalt gehabt. In seinen Träumen waren die Schweden die Sieger und die Brandenburger die Unterliegenden gewesen. Noch wenige Tage zuvor hatte ein seliges Lächeln um seine Lippen gespielt, denn in der Stadt lief das Gerücht herum, der Kurfürst sei im Kampfe gefallen und Derfflinger in Gefangenschaft geraten. Ach, wie hatte

diese Nachricht seinem Herzen wohlgethan! Machte er sich im Stillen doch schon auf allerlei Auszeichnungen gefaßt, mit denen — nach seiner Ansicht — der schwedische Hof seine treuen Dienste belohnen würde.

Und nun waren alle Hoffnungen des ehrenwerten Herrn Schmalz zertrümmert, zerplatzt, gleich Seifenblasen. In wilder Flucht suchte das schwedische Heer sein Heil, indessen der Kriegsruhm Brandenburgs wie eine feurige Sonne über Deutschland aufging, in deren Strahlen des Handels Herrn größter Feind, der alte Feldmarschall Derfflinger, sich behaglich wärmte.

Schmalz wäre vor Zorn und Wut am liebsten aus der Haut gefahren, wenn dies ihm nur irgendwie möglich gewesen.

Das war aber noch nicht Alles, was sein Gemüth niederdrückte. Seit etwa vierundzwanzig Stunden sah er sich in unheimlichster Weise beobachtet; in der Nähe seines Hauses schlichen fortwährend Polizisten herum. Ging er aus, so folgten sie ihm in einiger Entfernung, — kehrte er irgendwo ein, so kamen sie nach und verweilten so lange in demselben Zimmer, bis er es wieder verließ.

„Was soll dies Alles bedeuten?“ fragte sich Schmalz im Stillen. „Wäre es denkbar, daß der Zweck meiner Stockholmer Reise offenkundig geworden?“

Dieser Gedanke lastete schwer auf seiner Brust, bis er sich seiner gewaltsam entledigte, indem er ausrief: „Nein, nein, — das ist nicht möglich. Es sind nur wenige Personen in das Geheimniß eingeweiht und unter ihnen befindet sich kein Verräther.“

Schmalz suchte sich einzureden, daß er zu schwarz sähe und die beständige Anwesenheit der Polizei in seiner Umgebung ein Spiel des Zufalls sei. Einige Stunden hatte er dadurch wieder Ruhe, dann begann sein böses Gewissen aber wieder rege zu werden.

„Ich will mich überzeugen, ob es ein Zufall oder ob es keiner ist,“ sagte er endlich und begab sich abermals auf die Straße. Er ging die Kreuz und Quer; an jeder Straßenecke blickte er sich vorsichtig um, und siehe da, die Diener des Gesetzes folgten ihm wie sein Schatten. Er beschleunigte seine Schritte, die Polizisten ebenfalls, er lief Galopp, die andern liefen mit. Endlich blieb er erschöpft stehen und suchte dann ein Wirtshaus auf, um sich zu erholen. Die Polizeidiener schienen gleichfalls ermüdet zu sein, denn alsbald saßen sie ebenfalls im Wirtszimmer, wenn auch an einem andern Tische.

Das Gespräch der Gäste drehte sich natürlich nur um die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, wobei denn der Kurfürst und sein Feldmarschall keine kleine Rolle spielten.

„Wir können auf den Derfflinger stolz sein!“ meinte ein behäbiger Tischlermeister; „solch' einen General hat gegenwärtig kein Land aufzuweisen.“

„Ihr habt recht, Meister,“ nickte ein ehrsamer Schneider, „und was mich doppelt freut, ist, daß er aus unserer Zunft hervorgegangen. Ja, die Schneider, die haben immer Genie im Kopf.“

„Thu' dich nicht so pazig,“ rief ein dritter Gast, „wenn du der Derfflinger gewesen wärst, die Schweden mordeten und sengten noch jetzt in Brandenburg. Du hast ja keinen Funken Courage und fällst um, wenn man dich nur anbläst.“

Die Gäste lachten und das Schneiderlein schimpfte.

„Morgen trifft also der Kurfürst mit seinem Generalstabe hier ein,“ sagte der Tischlermeister, „na, das wird ein großer Festtag werden.“

„Das will ich meinen,“ meckerte der Schneider, „am Abend bringt unsere Zunft dem großen Feldmarschall einen Fackelzug, hehe.“

„Das“ wird sich gut ausnehmen,“ spottete einer der Gäste, „wenn man die vielen krummen Beine neben einander sieht.“

Der Schneider beehrte auf, ward aber zur Ruhe verwiesen.

„Was war denn das eigentlich heute in aller Frühe für ein Aufbruch?“ fragte der Tischlermeister einen der Polizeidiener. „Ich lag noch im Bette, da hörte ich auf einmal einen Lärm, und als ich an's Fenster trat, sah ich einen schwedischen Offizier, von einer Wache geführt, der eine ungeheure Menge Menschen folgte.“

„Das war der Schwedenoberst Wangelin,“ lautete die Antwort, „er soll einer der Hauptanführer des Einbruchs in die Mark sein und umfassende Geständnisse abgelegt haben.“

Schmalz war bei Nennung dieses Namens leichenbläß geworden, erhob sich sofort von seinem Plaze und verließ das Lokal.

„Ich bin entsetzt,“ ächzte er, „der Schurke Wangelin hat geplaudert. Jetzt weiß ich auch, warum ich beobachtet werde. Jede Minute ist jetzt für mich kostbar, denn wer weiß, wie es morgen mit mir stehen würde, wenn ich Alles ruhig seinen Gang gehen ließe. Allein man soll mich nicht haben, ich werde fliehen, diese Nacht noch.“

Zu Hause angekommen, raffte Schmalz, was er an Geld besaß, zusammen und steckte es zu sich. Schmerzlichen Blicks sah er auf seine Warenvorräte, die er nicht mitnehmen konnte.

„Der schwedische Hof wird nicht undankbar sein,“ tröstete er sich, „und mir ersetzen, was ich verlor. Dann fange ich in Stockholm ein neues Geschäft an und lache mir in's Fäustchen.“

Er schickte seine Arbeiter und Schreiber heute früher fort als gewöhnlich, um in seinem Hause ungestört zu sein.

Der alte Verfflinger.

Der Abend war angebrochen und auf der Straße ward es dunkel.

Von Zeit zu Zeit öffnete der Handelsherr das Fenster und schaute vorsichtig hinab, allein jedes Mal zog er den Kopf unwillig zurück und murmelte:

„Die Kerle weichen nicht von der Stelle, — ich möchte rasend werden. Fliehen muß ich, das steht fest, aber wie soll ich aus dem Hause kommen, ohne von den Häschern bemerkt zu werden?“

Schmalz sann hin und her, ohne zu einem Resultat zu gelangen.

Eine Stunde nach der andern verging und schon verkündete die Turmuhr die elfte Abendstunde.

Der Handelsherr war ratlos im Zimmer auf und nieder gelaufen und dann ermüdet in einen Sessel nieder gesunken. Jetzt sprang er plötzlich auf und rief:

„Halt, ich hab's! Das Hinterhaus mündet auf die Spree, dort ist die Passage frei. Ich rette mich in einen Kahn, und dann eilig fort.“

Schmalz wartete noch über eine Stunde, bis er sicher war, daß der Verkehr auf Straßen und Plätzen aufgehört, — dann schlich er nach dem Hinterhause.

Der Mond warf sein volles Licht auf die unter den Fenstern vorüber fließende Spree, zum großen Aerger des Handelsherrn, der den bleichen Gesellen bei seinem Vorhaben durchaus nicht brauchen konnte.

„Ich muß entweder warten, bis eine Wolke den vermalebeditten Mond verbunkelt,“ sagte er für sich, „oder aber meine Flucht aufschieben, bis er niedergegangen ist.“

Schmalz entschied sich für das Erstere, denn er fühlte sich in dem langen, öden Warenmagazin außerordentlich beängstigt. Schon zu wiederholten Malen hatte es dicht in seiner Nähe unheimlich geraschelt, auch war es ihm zuweilen, als ob er die Atemzüge eines Menschen ver-

nehme. Er schob es auf Rechnung seiner erhitzten Fantasie. Leise öffnete er ein Fenster und lugte hinab.

„Das trifft sich herrlich,“ murmelte er, „drunten schaukelt ein leerer Kahn. Ich brauche mich nur hinabzulassen.“

Nach diesen Worten brachte er einen Strick aus der Tasche, den er an's Fensterkreuz fest anband. Ungeduldig wartete er, bis eine größere Wolke vor den Mond trat. Kaum war dies geschehen, so öffnete er rasch das Fenster, bestieg einen Stuhl und trat auf die Brüstung.

Schon hatte er das Seil erfaßt und stand im Begriff, sich daran hinabzulassen, als er sich unverhofft von ein paar kräftigen Fäusten gepackt fühlte und eine ihm bekannt klingende Stimme rief: „Sachte, du Schurke, — dafür ist gesorgt!“

Schmalz schrie vor Entsetzen laut auf und fiel rückwärts in das Gemach zurück, in welchem tiefes Dunkel herrschte. Endlich trat der Mond hinter der Wolke wieder hervor, sein Schein fiel auch in das Warenmagazin und der Herrscher erkannte jetzt in dem auf seiner Brust Knieenden seinen ehemaligen Zeltkameraden Hans Jakob, den alten Diener Derfflinger's.

Was willst du von mir?“ keuchte Schmalz, „laß mich los!“

„Nicht um die Welt!“ rief funkelnden Auges Hans Jakob. „Glaubst du, daß ich vergebens Nächte lang hier auf dich gewartet habe? Ich wußte wohl, dein böses Gewissen würde dich forttreiben, — auf der Straße sahst du dich durch die ausgestellten Wachen an der Flucht gehindert, deshalb wolltest du hier dein Heil versuchen, allein der alte Hans Jakob war schlauer als du, und er hatte von seinem Herrn kaum brieflich erfahren, daß man auf dich ein wachsameres Auge geworfen, — das Warum

wirßt du schon wissen —, als er sich auch schon regelmäßig jeden Abend hier einschlich.“

„Sei gescheit,“ bat Schmalz, „laß mich frei und ich gebe dir sofort tausend Thaler.“

„Schau, schau,“ höhnte Hans Jakob, „er kann selbst in der Stunde der Gefahr den Handelsherrn nicht verleugnen.“

Schmalz bot eine höhere Summe, allein der alte Diener schüttelte den Kopf.

„Ich schenke dir mein Haus samt Allem, was d'rin ist,“ rief ängstlich der Handelsherr.

„Biete mir Millionen, ja, versprich mir alles Geld der Erde, und ich lasse dich nicht entweichen,“ antwortete der unerschütterliche Hans Jakob.

„Nun denn, so mag die Kraft entscheiden,“ krächzte Schmalz und versetzte dem Diener einen Schlag auf den Kopf.

Hans Jakob taumelte zurück, während dem der Andere schnell empor sprang.

Es folgte jetzt ein wüthender Ringkampf. Hans Jakob rief, so laut als er nur konnte, um Hilfe, allein seine Stimme ward an diesem abgelegenen Orte nicht gehört. Schmalz griff seinen Gegner mit einer riesigen Stärke an, wie sie nur der Verzweiflung möglich ist, und nur zu bald war Hans Jakob der unterliegende Theil. Der Sieger warf ihn zu Boden und band ihn fest, hierauf kletterte er auf's Fensterbrett und im nächsten Augenblick war er verschwunden . . .

Der arme Hans Jakob verbrachte die ganze Nacht in gefesseltm Zustande, bis er endlich am Morgen von den Arbeitern des entwichen Handelsherrn entdeckt und von seinen Banden befreit wurde.

Schmalz war und blieb verschwunden, trotz der eifrigsten Nachforschungen der Polizeibehörde. Alles was

man über seine Person ermitteln konnte, bestand darin, daß er frühzeitig Berlin in nördlicher Richtung verlassen hatte.

Hans Jakob war tief betrübt in das Haus seiner Herrschaft zurückgekehrt, und erst als die Glocken der Residenz feierlich zu läuten begannen und das Herannahen des Kurfürsten und seines Generalstabs verkündeten, klärten sich seine Züge wieder auf.

Heute befand sich ganz Berlin auf den Beinen, denn Alles wollte die Helden von Fehrbellin sehen und ihnen warme Dankesgrüße entgegen jauchzen.

Und endlich erdröhnten die festlichen Böllerschüsse, und Friedrich Wilhelm hielt an der Spitze seiner Generale, denen zunächst mehrere Schwadronen Dragoner folgten, seinen Einzug. Der Vorbeimarsch fand unter fortwährendem Glockengeläute und den Klängen kriegerischer Märsche statt, weich' erstere jedoch unter dem Donner der Hurrahrufe, mit denen die unübersehbare Volksmenge die Sieger begrüßte, oft gar nicht zu vernehmen waren.

Der glänzende Zug bewegte sich nach dem Dome, wo ein feierlicher Gottesdienst abgehalten wurde, dem gnädigen Gotte zu Ehren, der die Brandenburger zu Ruhm und Sieg geführt. Vor Aller Augen umarmte Friedrich Wilhelm seinen alten Feldmarschall und kniete, mit ihm vereint, auf den Stufen des Altars nieder zu stillem, inbrünstigen Dankgebet.

Nach dem Gottesdienst aber flog ein Jedes in die Arme der Seinen, die im Triumph die Sieger nach Hause führten.

Der alte Hans Jakob hatte Treppen und Vorsaal festlich mit Blumen und Guirlanden geschmückt und eilte seinem Herrn, der, von Weib und Kindern umringt, in

seinem Daheim anlangte, mit freudig bewegtem Herzen entgegen.

„Mein treuer Hans Jakob,“ rief ihm Derfflinger zu und drückte ihm die Hände, „wie geht's, alter Bursche, — was machen die Spazierhölzer, parieren sie noch oder nicht?“

Hans Jakob zog plötzlich ein sehr ernstes Gesicht, denn er gedachte des Kampfes in der vergangenen Nacht und des entsprungenen Schmalz.

Derfflinger fiel die Veränderung in dem Wesen seines Dieners sofort auf und er fragte nach der Ursache, allein Weib und Kinder drängten ihn weiter und ruhten nicht eher, bis er inmitten ihres Kreises an der wohlbesetzten Tafel saß.

Indessen war der alte Haubegen nicht der Mann, der so leicht etwas vergaß, daher kam er nach aufgehobener Tafel wieder auf den Gegenstand zurück, und Hans Jakob blieb nichts übrig, als zu beichten.

Derfflinger hatte des Handelsherrn Flucht kaum vernommen, als er wie toll aufsprang und ausrief:

„Und das sagst du mir erst jetzt? Der Kurfürst wird wüthen, wenn er das erfährt. Der Schmalz, dieser Vaterlandsverräter, muß zur Stelle geschafft werden, koste es, was es wolle. Meine Dragoner sollen aufsitzen und ihn wieder holen. Schnell, Hans Jakob, bringe mir Gut und Stod.“

Der Diener sprang hinaus, um das Verlangte zu holen, als er im Vorsaal einen kleinen Mann erblickte, welcher vor ihm eine Verbeugung nach der andern machte.

„Könnte ich wohl die außerordentliche Ehre haben, den Herrn Feldmarschall zu sprechen?“ hub er flüsternd an.

„Der gnädige Herr,“ gab Hans Jakob zurück, „sind im Augenblicke beschäftigt und werden kaum Zeit haben, Besuche zu empfangen.“

„Wollen Ew. Hochedelgeboren,“ begann der Fremde abermals, „vielleicht die Gewogenheit haben, mich dennoch anzumelden, da ich eine wichtige Nachricht bringe.“

Derfflinger, welcher das Gespräch gehört, trat aus seinem Zimmer heraus. Kaum hatte er jedoch das Männchen gesehen, als er auch schon ausrief:

„Meiner Seel', das ist ja mein Freund Buzengeiger, der wohlbestallte Bürgermeister von Rathenow!“

„Ich bin so frei,“ versetzte der kleine Mann, während Derfflinger seine Hand schüttelte.

„Ihr habt Wort gehalten,“ fuhr der Feldmarschall weiter fort, „und Euer Besuch freut mich. Tretet nur einstweilen in mein Zimmer, ich habe nur noch ein wichtiges Geschäft abzumachen und bin bald wieder bei Euch.“

„Betrifft es etwa den flüchtig gewordenen Schmalz, so könnt Ihr Euch die Mühe sparen,“ bemerkte der Bürgermeister in größter Ruhe, während Derfflinger und Hans Jakob ihn verwundert anstarrten.

„Erklärt Euch deutlicher,“ drängte der alte Hausdegen, „wißt Ihr etwas von der Geschichte?“

„Allerdings,“ antwortete lächelnd der Bürgermeister, „ich habe ja den Schmalz gefangen.“

„W—a—s?“

„Laßt mich's in Ruhe erzählen. Ich hatte mich nach Berlin aufgemacht, um Zeuge des Einzugs zu sein. In dem Dorfe Wustermark machte ich Halt, um meinem Pferde Futter zu geben. Wie ich in das Wirtszimmer trete, geht ein fremder Mann an mir vorüber und zur Thür hinaus, und ich bemerke am Boden einen Brief, den er verloren haben muß. Ich hebe das Papier auf und will ihm damit nachsehen, als ich auf dem Briefe das schwedische Wappen bemerke. In einer Zeit, wie es die jetzige ist, wo es genug Spione im Lande gibt, kann es mir nicht als bloße Neugierde ausgelegt werden,

daß ich den Brief las. Wer beschreibt aber mein Staunen, als ich lese: „Theilt uns mit, von welcher Seite aus auf Berlin ein Sturm zu wagen und wie stark die Besatzung ist. Wangelin, Oberst.“ — Herr mein Gott, rufe ich aus, der Fremde ist ein schwedischer Spion. Ich eile sogleich hinaus, rufe ein paar Knechte herbei und jage mit ihnen dem Manne nach, welcher bereits einen thätigen Vorsprung vor uns voraus hatte. Endlich nähern wir uns ihm, kaum ist er jedoch unserer ansichtig geworden, als er ebenfalls die Beine unter den Arm nimmt und ausreißt. Wir aber ließen nicht locker, bis wir ihn eingeholt. Alles Sträuben sowie alle Geldversprechungen nützten ihm nichts, wir nahmen ihn gefangen, und ich ließ ihn unter Eskorte hierher nach Berlin bringen, woselbst ich von der Polizei mit Jubel empfangen wurde und den ganzen, schrecklichen Sachverhalt erfuhr.“

Eine kleine Pause folgte den Worten des Bürgermeisters, dann rief Derfflinger bewegt aus: „Da schaut man wieder einmal die allmächtige Gotteshand, welche belohnt und bestraft.“

Noch an demselben Tage wurden im Verhöre der Handelsherr Schmalz und der gefangene schwedische Oberst einander gegenüber gestellt und der verrätherische Schmalz alsbald seines Verbrechens überführt. Das Kriegsgericht hielt mit dem Urtheilsspruch nicht lange zurück, welcher auf Tod durch Henkershand lautete.

Am sechsten August stand in der Berliner Zeitung: „Heut ward der berüchtigte Vaterlandsverräter Schmalz auf dem Wolkenmarke stranguliert.“

Die Heldenthaten Friedrich Wilhelm's und seiner tapfern Truppen erregten Staunen und Bewunderung. Sein Ruhm durchflog alle Länder, von allen Seiten erschienen Freudenbezeugungen und Glückwünsche; selbst die

Feinde wurden zu seinem Lobpreise fortgerissen. Jetzt erklärten sich Freunde und Bundesgenossen und auch der Kaiser zögerte nicht länger, an dem Kriege gegen die Schweden Theil zu nehmen, welche wegen ihres treulosen Einbruchs in die Mark für Reichsfeinde erklärt und nun in ihrem eigenen Lande angegriffen wurden.

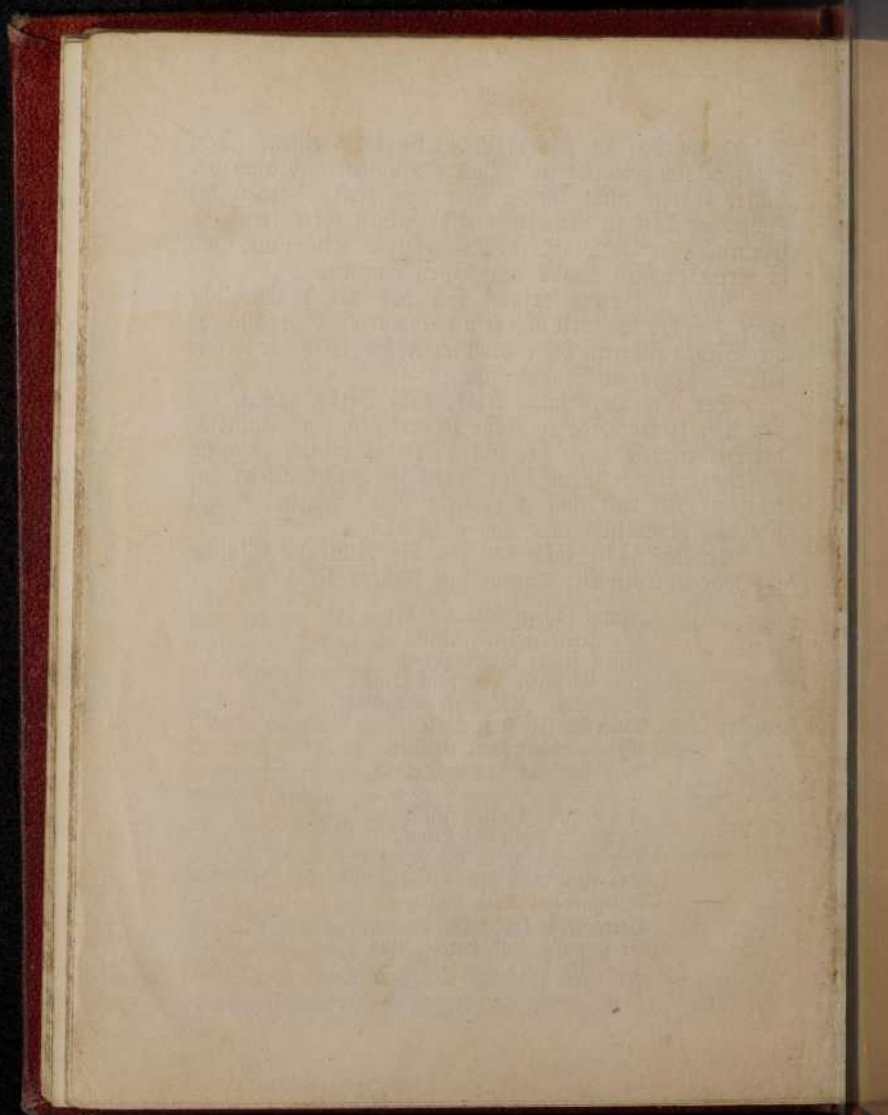
Neue Vorbeeren erfocht sich das brandenburg'sche Heer, das der Kurfürst und sein Feldmarschall zu glänzenden Siegen führten, bis endlich im Jahre 1679 der Friede mit Schweden zu Stande kam.

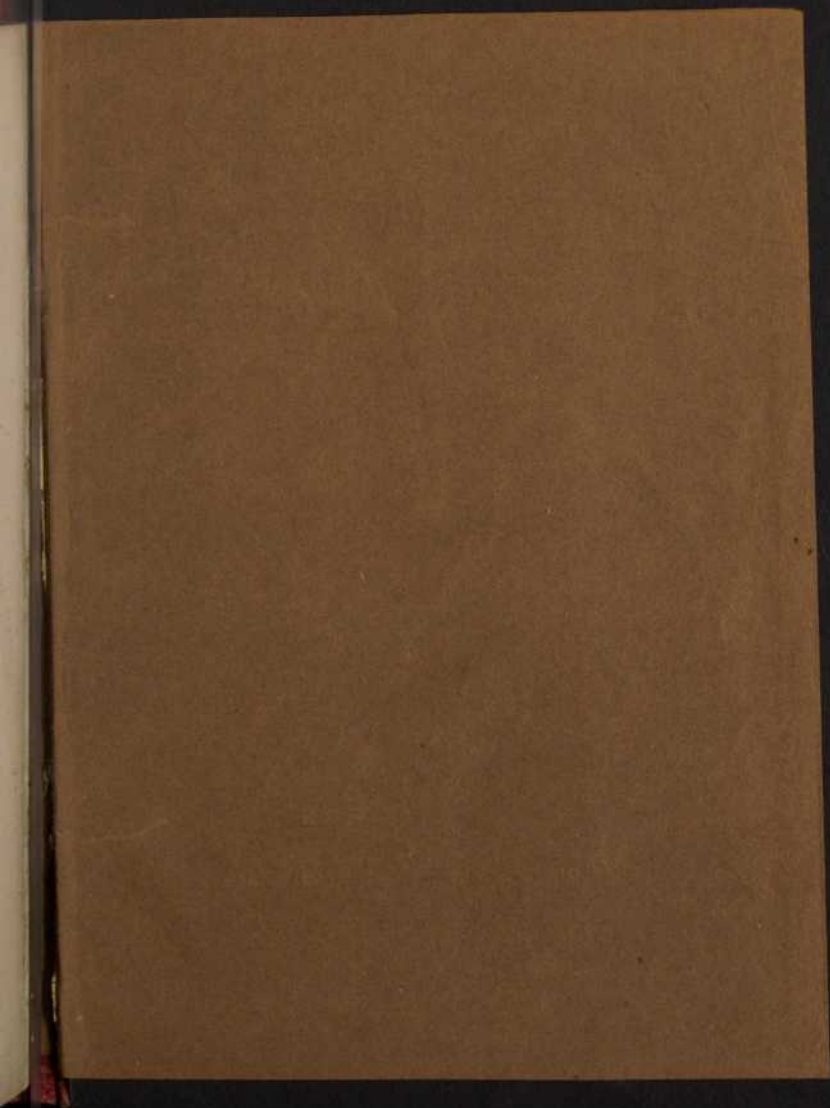
Der alte Derfflinger kehrte nach Berlin zurück, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben, und wahrlich, der Heldengreis hatte den stillen Frieden redlich verdient. Befriedigt konnte er auf seine Lebenszeit zurückblicken; das irdische Heil war ihm in reichem Maße zugeströmt und um das himmlische war ihm nicht bange.

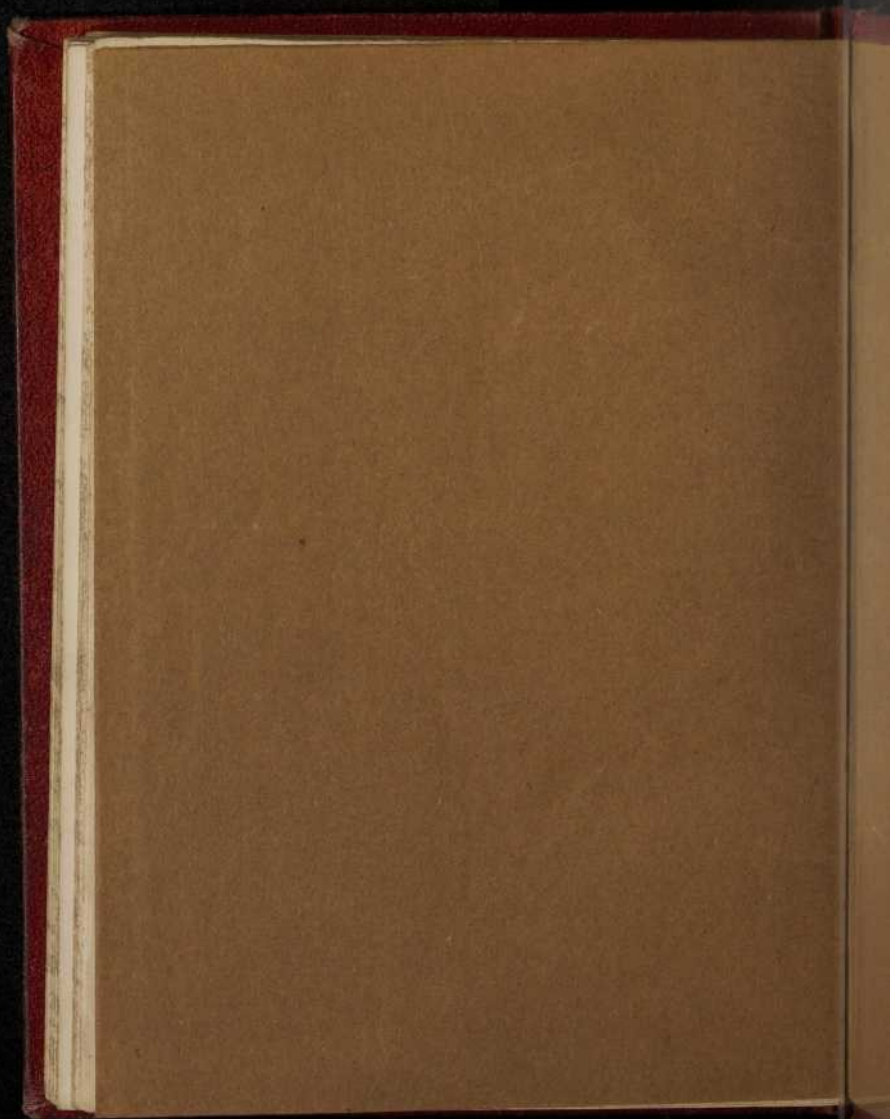
Endlich nahte auch für ihn die erlösende Stunde. Es war am vierten Februar des Jahres 1695:

„Krank lag in seinem Schlosse  
Der greise Feldmarschall,  
Kein's seiner Lieblingsrosse  
Kam wiehernd aus dem Stall;  
Er sprach: „Als alter Schneider  
Weiß ich seit langer Zeit,  
Man wechselt seine Kleider, —  
Auch hab' ich des nicht Leid.“

„Es fehlt der alten Hülle  
In Breite schon und Läng',  
Der Geist tritt in die Hülle,  
Der Leib wird ihm zu eng;  
Gesegnet sei Dein Wille,  
Herrgott, in letzter Noth!“  
Er sprach's, und wurde stille, —  
Der alte Held war — — tot.





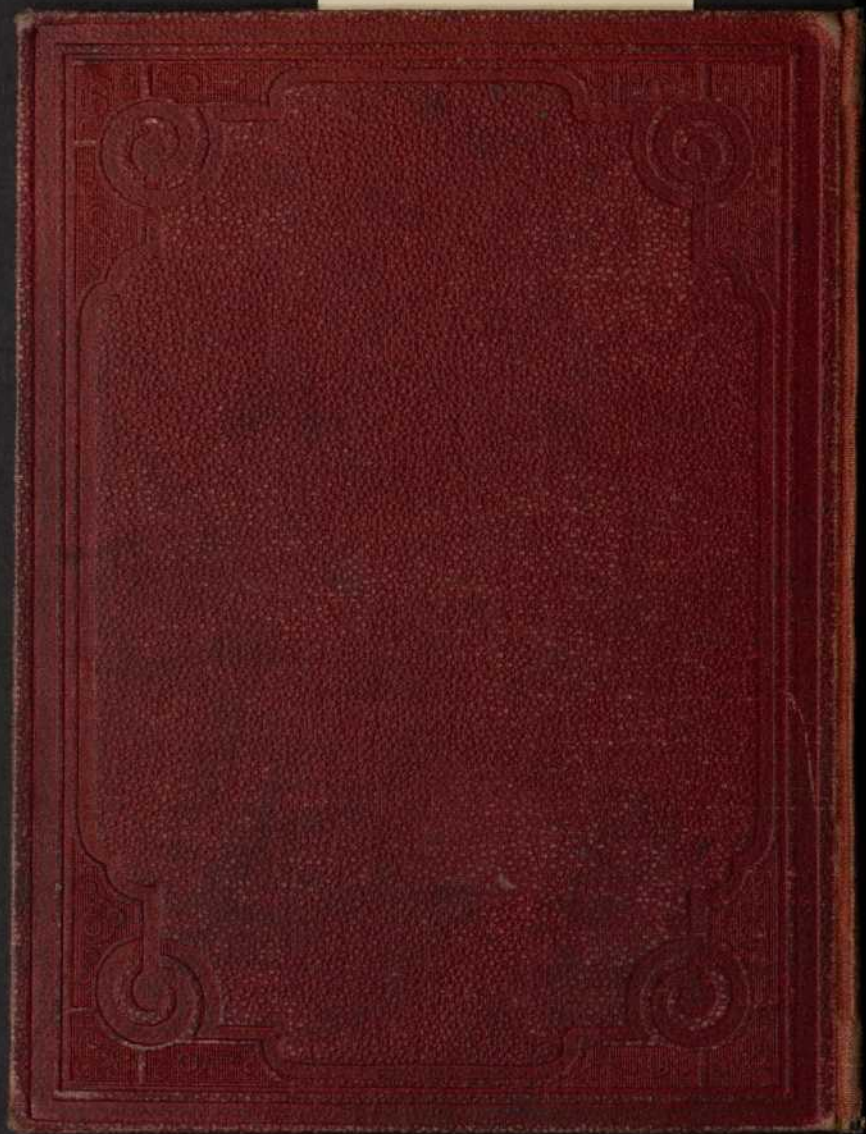


H/S 349 850

Internationale Jugendbibliothek



047002145707



# Der alte Derfflinger

Eine historische Erzählung

für

meine jungen Freunde

Von

Oskar Höcker.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart & Leipzig.

Verlag von Schmidt & Spring.

